



# Der Frauen Königreich.

Dritter Band.

# Moderne Romane des Auslandes
## in guten Uebersetzungen.
Preis jedes einzelnen Bandes nur 20 Sgr.

**Verlag von Otto Janke in Berlin,**

zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

### Inhalt der Sammlung:

Bd. 1. 2. **Victor Cherbuliez, Isabella, oder der Roman einer rechtschaffenen Frau.** Aus dem Französischen übersetzt von Marie Bock. 2 Bde. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 3—6. **Ouida, Strathmore.** Aus dem Englischen übersetzt von A. Eltze. 4 Bde. Geh. Preis 2 Thlr 20 Sgr.

Bd. 7—9. **Le Fanu, Onkel Silas von Bartram-Haugh.** Aus dem Englischen übersetzt von A. Eltze. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 10—12. **Mrs. Oliphant, Agnes.** Aus dem Englischen übersetzt von Julie Vogel. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 13—15. **Mrs. Henry Wood, Elsters Thorheit.** Aus dem Englischen von Dr. Waldeck. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 16—18. **Charles Kingsley, Hereward der Wachsame oder der letzte Engländer.** Aus dem Englischen übersetzt von Marie Giese. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 19—21. **M. S. Schwartz, Sein oder Nichtsein.** Aus dem Schwedischen übersetzt von A. Kretzschmar. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 22. **Erckmann-Chatrian, Das Forsthaus.** Aus dem Französischen übersetzt von H. v. Veltheim. Geh. Preis 20 Sgr.

Bd. 23. 24. **Louis Ulbach, der Garten des Domherrn.** Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Büchele. 2 Bände Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd. 25—27. **Mrs. Henry Wood, Lady Adelaide's Schwur.** Aus dem Englischen übersetzt von Prof. Dr. Büchele. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr.

Bd. 28—30. **Mrs. E. Braddon, Ein ungeschliffener Diamant** (Only a clod). Aus dem Englischen übersetzt von J. R. Heynrichs. 3 Bde. Geh. Preis 2 Thlr

Bd. 31—36. **Mrs. Gaskell. Frauen und Töchter.** Eine Alltagsgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 6 Bde. Geh. Preis 4 Thlr

Bd. 37—40. **William Harrison Ainsworth, Der Conetable von Bourbon.** Aus dem Englischen übersetzt von Eltze. 4 Bde. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Bd. 41. 42. **Caroline Lascelles, Die Dethrone oder die Lilie von Louisiana.** Nach dem Englischen. 2 Bde. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

---

# Der Frauen Königreich.

## Eine Liebesgeschichte

von

der Verfasserin von „John Halifax“.

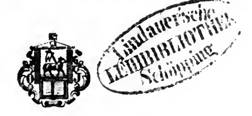
Aus dem Englischen

von

**Sophie Verena.**

Autorisirte Ausgabe.

**Dritter Band.**




Berlin.
Verlag von Otto Janke.




Druck der Hotop'schen Officin in Kassel.




# Sechszehntes Kapitel.

---

Ein dunkler, nasser November-Abend, der fast schon wie die Nacht aussah, denn die Fensterläden an allen Häusern waren geschlossen, und man bemerkte kein Licht, als das der Laternen und die eine rothe Lampe vor der Thür des Arztes in der langen, einförmigen Straße, welche keine Kaufläden hatte, und in der alle Gebäude so ganz gleich aussahen, wenigstens nach Außen; innen — welch ein unermeßlicher Unterschied!

Was macht ein Haus lieblich und schön, daß es angenehm ist, hineinzugehen und dort zu weilen, daß wir, selbst wenn es von der Erde verschwunden ist, uns noch nach Jahren seiner Atmosphäre von Frieden, Gemüthlichkeit und liebevoller Gastfreundschaft, sogar auch

seiner äußeren Eigenthümlichkeit und Einrichtung, wie die Bilder hingen und die Möbel standen, erinnern — während wir bei dem Gedenken an andere Häuser und an die traurigen Tage der Unbehaglichkeit, des Kampfes und Schmerzes, welche wir darin verlebt, schaudern, und diese Räume gewiß nicht wieder aufsuchen?

Woher kommt das?

Wenn ein Haus mit all' dem ausgestattet, was es wohnlich und angenehm machen kann, doch unbehaglich ist, wenn man in ihm unmöglich etwas zur richtigen Zeit oder auf die rechte Weise erlangen kann, wenn überall Wirrwar und Unordnung herrscht — oder wenn im Gegentheil der Hausstand mit einer so entsetzlichen, pedantischen Regelmäßigkeit geführt wird, daß ein unerwarteter Gast, ein dazwischen geschobenes Mahl das ganze Haus bis in seine Grundfesten erschüttert, wenn die Dienerschaft stets wechselt, und die Männer der Familie „Abends gern aus sind" — wer ist zu tadeln?

Fast durchgängig liegt die Schuld an den Frauen im Hause. Die Männer fördern oder zerstören die äußerlichen Verhältnisse, sie erwerben und bringen die Mittel zur Existenz, aber der Comfort der inneren Einrichtung ruht in der Hand der Frauen. Und ehe sie

dies nicht fühlen und verstehen, es als ihre Macht und Pflicht anerkennen und danach handeln, ist es unnütz, daß sie über ihre Rechte schwatzen. Die Männer mögen draußen im Leben böse und schlimm genug sein, doch ist ihr Einfluß begrenzt und mehr äußerlich; die Frauen allein sind der Segen oder die Zerstörer einer Häuslichkeit.

In Doctor Stedman's Hause hatte die ungebundene Junggesellenwirthschaft ein Ende, es war unter weibliche Herrschaft gekommen, und zwar unter eine ausgedehntere und vollständigere, als in den meisten Häusern zu finden ist; und doch giebt es viele Männer, welche durch ihren Beruf so mit Arbeit und Geschäften auswärts überhäuft sind, daß sie ihren Gattinnen Alles im Hause überlassen müssen. Wohl ihnen, wenn sie, wie William, eine Frau heiratheten, die nicht nur zu gehorchen, die auch zu befehlen vermag, besonders wenn, wie in dem vorliegenden Falle, nicht viel Hülfsquellen des Reichthumes sie unterstützen können — keine wohlgeschulten, verständigen Diener, kein gut eingerichteter und mit Allem versorgter Haushalt; vielmehr einer, welcher in jeder Hinsicht nicht nur der Herrin Verstand und waltendes Auge, oft sogar ihre Hände erfordert.

In dem Wohnzimmer, in dem Edna wie immer

mit einer Näharbeit saß, — und, welch ein Wunder, auch Letty nähte — fand sich ein Zusammenfluß von alten und neuen Sachen und Möbeln. Die Einrichtung war durch Mittel und Kunstgriffe hergestellt, deren ein fashionabler und theurer Möbelhändler sich geschämt haben würde. Trotzdem war der allgemeine Eindruck ein behaglicher und hübscher; ein oberflächlicher Blick würde keine Mängel gefunden haben, und ein gutes Herz wäre durch die kleinen, sinnreichen Einfälle, mit denen Fehlendes verdeckt wurde, gewiß gerührt worden.

Die Herrin des Hauses machte denselben wohlthuenden Eindruck; sie war, wenn auch nur einfach, doch sorgsam angezogen, ihr Haar war so glatt und glänzend, und die echten Spitzen fielen graziös über ihre kleinen, schönen, stets fleißigen Hände. Die Leute sagten, und nicht mit Unrecht, Edna sei nach ihrer Verheirathung hübscher geworden; zwar sah sie schmal und erschöpft aus, als habe sie kein leichtes Leben, aber in ihren Augen lag kein sorgenvoller Ausdruck, nur der tiefen Friedens süßer Ruhe.

Sie lauschte — geduldig, aber mit etwas zerstreutem Blick, als höre sie nur die Hälfte, — auf Letty's un-

aufhörliches und klagendes Gespräch über die vielen Mängel der Häuslichkeit.

„Ich bin gewiß gern bereit, nach meinen besten Kräften zu helfen, und mich im Hause nützlich zu machen, doch scheint es, als würden wir nie fertig, Edna. Das ist noch schlimmer, als eine Schule zu halten.“

„Vielleicht,“ erwiederte Edna lächelnd, denn es lag Wahrheit in Letty's Worten. Doctor Stedman war durch seine Verhältnisse gezwungen worden, erst zu heirathen und dann das Haus einzurichten; und dies verursachte mehr Mühsal, kostete mehr Geld, als man erwartet. Zum Glück hatte Edna ihren Antheil aus dem Ertrage der Schule, um ihn mit zu verwenden — Letty's Hälfte war pflichttreu sicher gestellt worden; — und da nun William gleich den Schwestern an der einzig sicheren Regel für arme Menschen festhielt, nur das zu kaufen, was er gleich baar bezahlen konnte, so war die Einrichtung keine leichte Sache; und es erforderte alle Klugheit Edna's, um unnütze Ausgaben zu vermeiden und mit einem Thaler möglichst weit zu reichen. Es waren die ersten Monate ihrer Ehe in dieser Hinsicht schwer. Letty's Gegenwart machte sie nicht leichter.

Ein Jeder begeht zuweilen einen Irrthum; Edna und William erkannten bald, daß es für ein junges Ehepaar nicht wünschenswerth ist, immer eine dritte Person um sich zu haben. Sie thaten ihr Bestes, es Letty nicht ahnen zu lassen und es ruhig zu ertragen, bis der Wechsel, von dem sie öfter sprach und nach welchem sie sich zu sehnen schien — nämlich wieder eine Erzieherinstelle anzunehmen — eintreten würde, aber Letty half getreulich, die ersten sechs Monate von Edna's und William's Ehe zu den schwersten ihres Lebens zu machen.

Ungeachtet dieser kleinen Schattenseiten waren sie glücklich und gesegnet, wie nur zwei Menschen es zu sein vermögen, die einander von ganzem Herzen lieben und sich gegenseitig aus tiefster Seele hochschätzen und vertrauen. Ihr Leben ging nicht immer glatt dahin, es war dem gleich, was die Gelehrten uns von dem Ocean erzählen, — bei dem die Stürme auch nur die Oberfläche aufregen und von fremden Elementen ausgehen, in dessen tiefster Tiefe aber stete ungetrübte Ruhe herrscht.

Ruhe war jetzt der vorherrschende Ausdruck in Edna's Gesicht. Früher war sie ein kleines, leicht erregtes Mädchen gewesen, die jeden Eindruck der Freude oder des Schmerzes schnell wiederspiegelte, nun hatte sie jene

Selbstbeherrschung gelernt, welche jeder Mensch üben muß, wenn er einem anderen theuren Wesen durch das engste Band verbunden ist, welches die Einsamkeit der Individualität allein vollkommen beseitigt.

Edna hörte all' die Klagen ruhig an, zuweilen eine sanfte Erwiederung gebend, bis plötzlich ein lautes Klopfen an der Pforte durch das ganze Haus schallte.

„Da ist er!"

Fröhlich sprang die kleine Frau empor und lief die Treppe hinab, ihrem William die Thür zu öffnen — eine dumme Angewohnheit, über welche Letty sich stets ärgerte, die rund weg erklärte, sie würde ihren Mann nie so verwöhnen, es sei viel zu mühselig und verdürbe überdies das Haar und die Toilette.

William's erster Blick an seiner Thür traf stets seines Weibes Antlitz, das ihn hell und freudig begrüßte und nicht eine Spur von Angst oder Sorge zeigte — er hatte deren draußen genug zu bekämpfen.

„Steht Alles gut, mein Liebling?"

„Vollkommen."

„Ich will schnell meine Kleider wechseln, da ich vom Hospital komme, dann wollen wir zu Mittag essen."

Die Frau eines Arztes hat ein schweres Leben, wie

Edna fand; dennoch war zugleich etwas Großes darin, selbst in seinen Gefahren; etwas Heroisches, welches den idealen Sinn berührte, der bei dieser kleinen Frau sehr ausgebildet war. Es gab immer etwas zu thun, mehr noch zu erdulden und zwar schweigend und ohne Klage. In der ersten Zeit ihrer Ehe, als Edna sah, was ihr Mann täglich, stündlich durchmachen mußte, fand sie es sehr schwer zu ertragen. Es brachte ihr Todesangst, wenn er bei schweren ansteckenden Krankheiten Hülfe leisten mußte, oder nach jenen Höhlen des Elendes und des Lasters gerufen wurde, in denen der Arzt oft der Einzige ist, der als ein Bote des Guten, des leiblichen wie geistigen Heiles sie betritt. Anfangs schwebte Edna immer in Furcht; jetzt aber trug sie Alles ruhig und gefaßt. Sie wußte, William's Leben stand in Gottes Hand; er mußte seine Pflicht thun, und sie die ihrige, welche darin bestand, ihm eine Hülfe und kein Hinderniß zu sein. Zuweilen, wenn sie andere Frauen sah, deren Gatten keinen so gefahrvollen Beruf, nicht so anstrengende Arbeit hatten, und dann auf ihren William blickte, so wie er heute nach Hause kam, so zum Tode erschöpft, daß das Lächeln, mit dem er sie stets begrüßte, gleich wieder verschwand, dann fand Edna Jener Loos

beneidenswerth, und das Herz sank ihr von Neuem, die todesbange Furcht kehrte zurück, der flehende Hülfeschrei zu Gott, den Jeder, der liebt, verstehen wird.

Aber sie sagte nichts, und als sie am Tische ihres Gatten den Platz der Hausfrau einnahm, geschah es mit freundlichem, heiterem Antlitz, wie es jede Gattin haben sollte, und das einem erschöpften Manne mehr Gutes thut als Speise und Trank.

„Was für ein liebes, gemüthliches Zimmer dies ist,“ sagte William, mit einem Ausdruck unendlichen Behagens und Ruhe um sich blickend. „Ich freue mich, heute nicht wieder fort zu müssen; es ist draußen zu unangenehm. Ich hoffe, Julius wird in Paris bleiben und nicht eher an die Ueberfahrt denken, als bis eine Veränderung im Wetter eintritt. Hier ist sein Brief, Edna, der heute ankam; er spricht davon, bald in London zu sein.“

William sagte dies zu seiner Frau gewandt, doch übersah er seine Schwägerin nicht etwa dabei, die ein ernstes Schweigen bewahrte.

William hatte nie mit Letty ein Wort über Julius' Angelegenheiten gesprochen, ja sogar nicht einmal viel mit Edna. Er hatte Alles erfahren, und war tief bewegt worden, dann aber hatte er mit dem scharfen

Schwertstreich, mit dem Männer oft gordische Knoten zerhauen, an deren Lösung Frauen zuweilen ein ganzes Leben setzen, die peinliche Sache mit den einfachen Worten abgethan: „Geschehenes ist nicht zurückzunehmen. Wir machen es nicht besser durch unser Sprechen darüber, im Gegentheil, es könnte schlimmer werden. Lassen wir es also ruhen und es wird vergessen werden."

Gegen Letty war er weder hart noch kalt; vielleicht war er nach Männer Art bereit, Entschuldigung für eine Frau zu finden — und besonders für eine so schöne. Was er auch über die Sache fühlen oder denken mochte, er gab keine anderen Zeichen nach außen hin kund, als daß er lange und auf den Tag pünktliche Briefe an Julius schrieb, mit einer Ausdauer, wie man sie selten bei einem Manne findet. Mit dem richtigen Tact und Verständniß, die nie viel Wesens von einer Sache machen, meldete er Julius' Heimkunft in ganz harmloser Weise an.

„Er kehrt wohlhabender heim, als er fortgegangen, da er eben ein großes Bild verkauft hat an Ihren Freund Herrn Marchmont, Letty."

„Das freut mich zu hören." erwiederte Letty mit niedergeschlagenen Augen.

„Der brave Junge schickt mir sein Vierteljahrsgeld zurück, er sagt, wir könnten es jetzt nöthiger haben als er, was eigentlich wahr ist, Edna."

„Wir wollen es ihm aufbewahren, für den Fall, daß er es einst bedarf," erwiederte Edna gütig. „Was hat er in letzter Zeit gethan?"

„Lies und Du wirst es hören. Julius muß mit der Familie Marchmont auf gutem Fuß stehen; er hat sie in Paris herumgeführt, und spricht viel von ihnen; er scheint Deine Ansicht über sie zu theilen — gute Leute, mit sehr vielem Gelde und etwas wenig Geist; vielleicht Deine einstige Schülerin davon ausgenommen, er sagt Fräulein Lily sei sehr niedlich."

„Lily Marchmont niedlich?" rief Letty. „Solchen Unsinn hörte ich nie! Sie ist ja ein kleiner runder Ball mit kirschrothem Gesicht. Wie kann Julius nur so etwas sagen. Ist er vielleicht auf dem Wege, sich in sie zu verlieben? Es sollte mich wirklich freuen, etwas Derartiges zu hören," fügte sie, sich schnell zusammennehmend hinzu.

„Mich auch," erwiederte ihr Schwager sehr ernst. „Nichts könnte mich froher machen, als Julius glücklich verheirathet zu sehen. Er ist ein sehr guter Mensch,



und würde noch besser sein, wenn er solch eine Gattin wie meine Edna besäße."

Mit Augen, die vor Liebe strahlten, blickte William über den Tisch nach dem holden, guten Angesicht, das sein Sonnenschein, sein Entzücken war. Aber, wie bei ihr, wenn sie ihn anschaute, ein Tropfen Angst sich in die Freude mischte, so ging es auch ihm.

„Du siehst blaß aus, liebe Frau, Du hast Dich überangestrengt."

„Ein Wenig. Ich war in der Stadt; ich mußte hin."

„Diese entsetzlichen Omnibus'! Ich wünschte, ich könnte Dir eigene Equipage halten. Wissen Sie, Schwester Letty, ich denke ernstlich daran, Ihren steten Rath zu befolgen, und einen Brougham anzuschaffen, was, wie die Leute sagen, das beste Mittel für einen Arzt ist, Praxis zu erlangen; es mache einen so viel besseren Eindruck, den Doctor im Wagen als zu Fuß kommen zu sehen. Wie wär es, wenn ich versuchte? Nur dürfen Sie es nicht der Herrin des Hauses verrathen, sie würde sehr unzufrieden damit sein."

Er lachte bei diesen Worten und sah mit einem halb scherzenden, halb ängstlichen Blick zu Edna hinüber, als ob er das Terrain erst sondiren wollte. „War ‚die

Herrin' eine so mächtige und gefürchtete Person im Hause geworden?"

Edna lächelte, erwiederte aber nichts, doch Letty stürzte sich mit Eifer in die Sache.

„Ich bin überzeugt, Edna würde nie so thöricht sein, sich gegen etwas zu erklären, das Ihnen Vortheil brächte. Nebenbei würde ein eigener Wagen uns so viel Annehmlichkeit bieten. Sie könnten ihn den Tag über gebrauchen, und Abends dürften wir ihn benutzen, anstatt solcher alten, häßlichen Droschke, die stets unsere Anzüge verdirbt. Und wie großartig es klingen würde vor dem Theater und bei Gesellschaften, wenn der Ruf ertönte: Doctor Stedman's Wagen soll vorfahren!"

„Dies bedingt, daß Sie Beides besuchen müßten. Es könnte vielleicht dahin kommen. Wenn ich einen Brougham anschaffte, würden die Leute glauben, ich hätte eine endlose Praxis, und das schaffte mehr. Die Welt wendet sich stets dem aufsteigenden Gestirne zu. Ja, es möchte am Ende eine rathsame ‚Kapitalanlegung' sein," fügte William hinzu, seinen satyrischen Ton zu dem kluger Weltlichkeit umändernd, der so schlecht zu seinem ehrlichen Wesen paßte.

„Weniger eine Anlegung, als eine Speculation, da

wir für jetzt nicht Geld haben, eine solche Ausgabe zu machen," sagte Edna sanft.

„Die halbe Welt, die in Equipagen fährt, hat gerade nicht mehr als wir. Aber sie sieht doch ganz zufrieden dabei aus, und die Wagen sind höchst comfortable."

„Ja, sehr; und wenn sie gut ausgeschlagen, sind sie für die Kleidung so sauber und rein;" sagte Letty.

„Und für unsere Gewissen," fügte William mit einem leichten Lachen hinzu; „denn daran denkt Edna doch, wie mir ihr Gesicht verräth, das — Wieder eine Botschaft! Soll ich heute noch einmal fort?"

Er erhob sich, und sah nicht sehr zufrieden aus, sobald er indessen den Brief geöffnet, schien er sehr überrascht und erfreut.

„Wer würde das gedacht haben? Während ich von ihm sprach, war Julius schon hier. John, bitten Sie den Boten zu warten, er soll eine Antwort mitnehmen. Ja, Edna, zeige Letty den Brief!"

Nicht ganz unbewegt war Letty hinzugetreten und schaute über Edna's Schulter auf die wenigen Zeilen, welche meldeten, daß Julius direct von Paris angekommen sei, und in einem nahe gelegenen Kaffeehause warte, um seinen Bruder dort zu sehen.

„Natürlich wirst Du unverzüglich zu ihm gehen, Lieber?"

„Gewiß. Der gute Junge, wie ich mich freue, daß er wieder da ist!"

William's Augen leuchteten, all seine Erschöpfung war verschwunden. Plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht.

„Ich vergaß — im Augenblick vergaß ich wirklich — Edna? Nein, daran können wir wohl nicht denken? Doch ist es hart, daß ich meinen eigenen Bruder nicht sogleich in mein Haus holen kann. Natürlich ist Niemand zu tadeln. Aber es ist höchst unangenehm."

Doctor Stedman sprach nicht oft so gereizt und so traurig. Edna wußte nicht, was sie erwiedern sollte, und Letty nahm eine sehr würdevolle Miene an.

„Ich versichere Sie, William, wenn Sie aus Rücksicht auf mich" —

„Nein, ich berücksichtige nicht Sie, sondern meinen Bruder," war die kurze Antwort. Ich habe nicht früher von der Sache mit Ihnen gesprochen, und tadle Sie auch jetzt nicht; Sie hatten das Recht, Julius abzuweisen. Außerdem habe ich guten Grund, anzunehmen, daß er es ‚überwunden' hat, wie Ihr Frauen es nennt, und daß er eine Begegnung mit Ihnen ebenso

wenig scheuen würde, als mit irgend einer anderen Dame."

„Es erfreut mich, das zu hören."

„Wenn Sie aber wieder zusammen kommen," fuhr William scharf betonend fort, „so muß es feststehen, daß es nur als Bekannte geschieht."

„Ganz gewiß," erwiederte Letty, den schönen Kopf noch höher werfend, während sie sich nach einem anderen Theil des Zimmers begab, indessen die Gatten in halblautem Tone beriethen. Endlich kam Edna zu ihrer Schwester.

„Letty, hast Du nichts dagegen, daß Julius auf einige Tage herkommt, das heißt, wenn er einwilligt. Es würde William so glücklich machen."

„So thut es doch. Ich hindere Euch nicht daran. Es ist sehr hart für mich, die Ursache von Familien-Zerwürfnissen zu sein. Dem soll aber so bald wie möglich abgeholfen werden; ich werde wieder eine Stelle als Erzieherin annehmen," sagte Letty und begann zu weinen.

William war gerührt. Sanft legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte begütigend: „Sein Sie vernünftig, Letty! Lassen Sie uns nicht eingebildete

Leiden schaffen, oder kleine Verlegenheiten, die nirgend fehlen, übertreiben. Helfen Sie uns vielmehr, diese zu beseitigen. Wenn Sie sich niemals für Julius interessirten und er seine Neigung überwunden hat, so ist gar kein Grund vorhanden, weshalb er nicht herkommen sollte. Kann ich ihm das sagen, und ihn herführen?"

Letty's Gesicht wurde wieder hell. „Thun Sie das, es scheint mir das Beste. Im Hause ist Platz genug; überdies sind wir Beide, Edna und ich, oft recht einsam, und Julius war stets so unterhaltend."

William eilte fort; und nach einer halben Stunde fast ängstlicher Erwartung begrüßten die Schwestern den Zurückgekehrten mit Wärme und Herzlichkeit. Dann standen die Brüder zusammen am Kaminfeuer, der ältere hatte seinen Arm um die Schulter des jüngeren gelegt, und betrachtete ihn mit Augen, in denen die alte Zärtlichkeit, die alte Bewunderung leuchtete.

Julius und William waren einander stets sehr ungleich gewesen, doch jetzt trat die Verschiedenheit noch deutlicher hervor. Nicht sowohl in den Zügen des Gesichtes, als in dem Gepräge, welches Charakter und Verhältnisse der äußeren Erscheinung geben, das mit den fortschreitenden Jahren sich immer mehr bemerkbar

macht. Man konnte sich kaum einen größeren Contrast zu dem mit schweren Pflichten und großen Sorgen kämpfenden Arzt denken, als ihn der junge elegante Künstler bot, der so fröhlich lachte und noch brillanter in seiner Unterhaltung war, als sonst, der für Jeden eine Artigkeit hatte, das Haus und die ganze Einrichtung bewunderte, und seiner Herrin die zartesten Aufmerksamkeiten erwies.

„Sie sehen fast wie ein Ausländer aus, ich würde Sie schwer erkannt haben, Julius," sagte Edna. „Ich finde kaum etwas von Ihrem früheren Selbst wieder."

„Vielleicht nicht, aber desto besser." Dann fügte er fröhlich hinzu: „Ich sehe jedoch nicht die geringste Veränderung — und ich möchte es auch nicht — in meiner kleinen Schwester; ich hoffe, sie wird so gut wie früher gegen mich sein?"

„Die Befürchtung eines Wechsels kannst Du Dir ersparen," rief William, von Einem zum Anderen in höchster Zufriedenheit blickend, und wirklich Letty fast vergessend, die sich sehr wenig um die Uebrigen kümmerte und sich in stattlicher Würde fern hielt.

Julius nahm auch keine besondere Notiz von ihr, und zeigte keine Bewegung bei dem Zusammentreffen.

Es ging Alles so ruhig und natürlich vorüber, daß Edna beinahe lächeln mußte, dachte sie an die Angst und Sorge, welche William und sie deshalb empfunden. So froh sie war, so mischte sich doch ein wehmüthiges Gefühl hinein, über die Vergänglichkeit aller Dinge, besonders der Liebe der Männer, die leicht gewonnen, leicht verloren wird. Machte denn nur ihr William eine Ausnahme davon?

Als sie Letty und Julius beobachtet, Beide so schön und anziehend, aber so ganz sicher und selbstzufrieden, sagte sich Edna: „Nein, wir brauchen uns nicht zu ängstigen, es wird nichts geschehen."

Sie verlebten einen höchst angenehmen Abend. Julius erzählte viel und gut von seinem Aufenthalt auf dem Continent, wo er seine Zeit sehr nützlich verwendet, da er eine unendliche Menge Skizzen aufgenommen und zugleich die Bekanntschaft berühmter fremder Künstler gemacht hatte, von denen er viel sprach. Er erwähnte auch in freundlicher Weise, doch mit einem Anfluge von Sarkasmus, seines reichen, einfältigen Gönners Herrn Marchmont.

„Sie waren viel mit der Familie zusammen," bemerkte Edna.

„Ja, wir brauchten uns gegenseitig, so war es beiden Theilen bequem."

„Und Sie finden Lily Marchmont hübsch?" fragte Letty, die nicht mehr an sich zu halten vermochte. „Nie hörte ich dergleichen. Lily hübsch!"

„Sind nicht alle jungen Damen hübsch, wie alle jungen Männer achtungswerth — wenn sie reich sind?" rief Julius lachend.

Letty verstummte.

Als aber Julius im Laufe des Gespräches sich über die junge Dame ebenso lustig machte, wie über ihren Papa, sah Edna, daß von seinem Lobe in Betreff Lily Marchmont's nicht viel zu halten sei.

So erfreut Edna war, Julius wieder da zu haben, besonders um ihres Mannes willen, so lag doch etwas in seinem ganzen Wesen, das sie betrübte. Kein Mensch steht still; wir alle schreiten vorwärts oder rückwärts, und Julius hatte nicht zugenommen weder an Einfachheit, Tiefe noch Männlichkeit. Seine äußere, schon immer elegante Erscheinung zeigte jetzt den petit maitre, den Mann, der sein Lebensglück von dem Schnitte eines Rockes, dem richtigen Schwung einer Locke abhängig macht. Seine lebhafte, amüsante Unterhaltung flog von

einem Gegenstande zum anderen mit der Leichtfertigkeit eines Gemüthes, das zu dem bitteren Resultat gekommen ist, es sei im ganzen Leben nichts, das ernsten Nachdenkens werth. Er war zärtlich und aufmerksam gegen Edna; aber selbst diese liebevolle Rücksicht machte sie noch trauriger um ihn, sie zeigte klar, wie Vieles in ihm war, das sich niemals recht hatte entwickeln können, wie sein besseres Selbst erkältet und unterdrückt worden, bis er durch die Verhältnisse gezwungen, sich zu einem viel weniger großen und edeln Charakter auszubilden, als zu welchem er eigentlich durch Naturanlage bestimmt war. Freilich hätte ein fester und kräftiger Wille die Umstände besiegen können, wer aber ist immer stark? Trotz all' seiner Klugheit und Liebenswürdigkeit empfand Edna geradezu Mitleid für Julius.

Er lehnte es ab, in seines Bruders Hause zu wohnen, vorschützend, daß er mit seinen ungebundenen Junggesellen-Gewohnheiten bald den geregelten Hausstand in Wirrwar bringen und sie Alle empört über ihn sein würden; aber er bat Edna, ihm in der Nähe Zimmer zu miethen.

„Solche Wohnung, um deren Besorgung ich Sie schon einmal bat, Ihre Mühe war damals nutzlos ver-

schwendet, wie so manches Andere," sagte Julius. Dies war die einzige Andeutung, die er in Bezug auf die Vergangenheit machte. Von der Zukunft sprach er ebenso wenig; er schien nur in der Gegenwart zu leben. „Laßt uns essen und trinken, denn morgen müssen wir sterben." Seine leidenschaftliche Liebe für Letty schien er nicht nur überwunden, sondern ganz vergessen zu haben. Doch giebt es ein Vergessen, welches für den Menschen schlimmer, als die bitterste Erinnerung ist.

Als Julius fort war und Letty auch sogleich zu Bett gegangen, setzten sich die Gatten noch am Kamine nieder und Edna sagte: „Wir hätten uns all' die Angst um Julius ersparen können. O, William, wie selten währt die Liebe!"

„Du konntest doch unmöglich dieser eine lange Dauer wünschen, Du ganz unvernünftige, widerspruchsvolle kleine Frau? Du mußt froh sein, daß sie zu Ende ist."

„Ja, es ist besser; aber dennoch" — Edna schämte sich, es laut zu bekennen, daß sie in der Tiefe ihres treuen Herzens Julius mehr geachtet haben würde, wenn er nicht in kurzen sechs Monaten — ja es waren gerade an dem Tage sechs Monate, daß er ihrer mitfühlenden

Brust all den Sturm seines Schmerzes und seiner Liebe vertraut, diese so vollständig überwunden hätte.

Edna saß an der Seite ihres Gatten für die kurze halbe Stunde, die sie gewöhnlich am Schlusse des Tages allein bei einander waren, und die häuslichen Angelegenheiten des vergangenen, wie des nächsten Tages besprachen. Wenngleich erst kurze Zeit verbunden, waren Beide doch schon in die Art „alter Eheleute" verfallen, deren Liebe sich mehr in Thaten als Worten äußert, indem sie sich bemühen, einander Freuden zu bereiten und Sorge zu ersparen, was in ihrem thätigen und mühevollen Leben nicht gerade leicht war. Keiner von ihnen weilte länger als nöthig bei einem peinlichen Gegenstande, und so wurde die Sache mit Julius auch mit wenigen Worten beendet. William war der entschiedenen Ansicht, ihre Geschwister sollten sich so viel wie möglich selbst überlassen bleiben, nicht mehr zusammen sein, als es unvermeidlich sei; aber auch nicht bewacht und beobachtet werden.

„Wir haben durchaus kein Recht, sie zu beschränken oder dazwischen zu treten. Wenn es etwas im Leben giebt, das nur von den zwei Betheiligten entschieden werden kann, so ist es gerade die Heirathsfrage. Wenn

ich ein Dutzend Söhne und Töchter hätte" — Edna lächelte, leicht erröthend — „ich ließe ihnen volle Freiheit, zu wählen, wen sie wollten; natürlich würde ich mich bemühen, sie so zu erziehen, daß ihre Wahl ihnen und mir keine Schande machte."

„Was für bewunderungswürdige Aussprüche und so orakelhaft, sie wären werth gedruckt zu werden," erwiederte Edna lachend. Auch William lachte über sein energisches, eifriges Predigen.

„Jetzt aber muß ich im Ernst etwas predigen, mein Liebling; es betrifft eine wichtige Sache, und Du mußt all Deine Weisheit zusammen nehmen, und mir Deine Ansicht sagen. Ich will mir einen Wagen anschaffen."

Er sagte es zögernd, wie zwischen Ernst und Scherz. Edna blickte auf.

„William, es kann nicht Deine Absicht sein, Du scherzest nur mit mir."

„Durchaus nicht; ich meine, was ich sage, wie dies stets meine Art," und die gewisse Härte, welche in jedes starken Mannes Natur ist, bekundete sich etwas in der Antwort. „Schon lange habe ich die Sache überlegt; es ist ein Experiment, welches ich wohl versuchen möchte."

Edna schwieg.

„Etwas muß geschehen; meine Praxis ist nicht einträglicher, als vor zwei Jahren, natürlich mein Gehalt ausgenommen, für das wir sehr dankbar sein müssen. Ich möchte aber vorwärts kommen, ein Vermögen erwerben, Dir Alles anschaffen, was Du brauchst."

„Das ist nicht sehr viel," entgegnete Edna sanft.

„Ich weiß es. Du bist eine sparsame, kleine Frau, meine Liebe; aber unser Loos ist schwer und sorgenvoll."

„Wir wußten vorher, es werde so sein."

„Ich möchte aber die Verhältnisse bessern, und einen verzweifelten Versuch zum Emporkommen machen. Dies ist ein Plan, den mancher junge Arzt ausführt; viele behaupten, ohne ihn sei gar nichts anzufangen. Es ist, als wenn man einen Zuber aussetzt, einen Wallfisch zu fangen — oder die letzte Forelle als Köder für einen großen Lachs nimmt, wie ich in meiner gloriosen Zeit des Angelns that. Jetzt kann ich nicht mehr fischen gehen, werde es nie können."

„Ich wünschte, es wär anders," sagte Edna traurig. „Du hast nie mehr eine Erholungszeit, und ich sehe auch nicht, wann es besser wird. Diese Annehmlichkeit hast Du durch Deine Heirath verloren."

„Mein Liebling!" — Doch es ist nicht nöthig,

William's Antwort, und wie er über den Verlust und den Gewinn dachte, mitzutheilen. „Jetzt aber laß uns zu praktischen Dingen zurückgehen. Diese Equipage" —

Er begegnete etwas unbehaglich den innigen, ernsten, fragenden Augen seiner Frau.

„Bedarfst Du ihrer wirklich? Zu Deiner Gesundheit meine ich? Du bist oft so sehr erschöpft, William?"

„Nicht vom Gehen, ich wünschte, ich wär's, und ich hätte genug Patienten, um mich müde zu laufen. Nein, Edna, gewissenhafter Weise kann ich nicht sagen, daß ich eines Wagens bedarf, ich möchte ihn haben, um des guten Ansehens willen. Wir müssen die Welt mit ihren eigenen Waffen schlagen; wenn sie darauf besteht, geblendet zu werden, nun so muß man sie blenden. Siehst Du das nicht ein?"

„Leider nicht."

Doctor Stedman lachte, doch nicht in seiner gewohnten, freimüthigen Weise. „Du bist so sehr unschuldig, mein Liebling. Mancher Arzt, der jetzt Tausende verdient, hat mit nichts angefangen, hat vom Credit zwei bis drei Jahre gelebt. Mache die Leute nur glauben, Du habest eine gute Praxis, und Du bekommst sie. Ein Patient folgt dem anderen. Der ‚Sawbones' in

der drolligen Geschichte von dem jungen Dickens, die Du gestern lasest, der seinen Knaben mit Arzenei, welche gar nicht verschrieben war, umherschickte, und sich jeden Sonntag zu nicht existirenden Kranken aus der Kirche holen ließ, hatte keine schlechte Einsicht von dem rechten Wege, in der Welt vorwärts zu kommen."

„Vom rechten Wege, William?"

„Nun vom besten — klügsten."

„Auch dem redlichsten?"

„Ich sprach nicht von Redlichkeit."

Edna sah ihren Gatten scharf an. Gleich jeder verheiratheten Frau hatte sie zu lernen, daß in des Mannes Natur Manches schwer zu verstehen ist; nicht gerade böse, nur unbegreiflich, wie seinerseits auch William herausgefunden hatte, daß sein Engel nur eine Frau war, mit manchen kleinen weiblichen Schwächen, mit denen seine größere Natur Nachsicht üben mußte. Es war Beiden gut, Demuth zu lernen.

„Laß uns die Angelegenheit heute Abend nicht weiter besprechen," sagte Edna betrübt.

„Nein, sie kann nicht ruhen. Du siehst nach der Frauen Art es nicht ein — daß ein Mann, der etwas Muth in sich hat, nicht ruhig schlechte Zeiten ertragen

kann. Er muß vorwärts streben, durch gute oder schlimme Mittel. Dieses ist aber nicht einmal unerlaubt. Es ist nur um des Fortkommens willen etwas gethan, was man sonst vielleicht nicht thäte. Doch" —

„Wie willst Du es überhaupt ausführen? Du sagst, eine Equipage zu halten, koste jährlich zweihundert Pfund; und wir haben nur fünfhundert für unsern ganzen Lebensunterhalt."

„Ja, doch um klar zu sprechen, Edna, wir müssen eine Anstrengung wagen und die Ausgabe auf Credit machen."

„Auf Credit!"

„Du magst das nicht, auch mir ist es nicht lieb, doch sehe ich keinen anderen Weg."

„Keinen Weg, um durch die Welt zu kommen, ohne die Leute glauben zu machen, wir ständen besser, als wir wirklich stehen, in der Hoffnung, das zu werden, was wir zu sein scheinen?"

„Du gebrauchst zu harte Ausdrücke für etwas, was so Viele thun, ohne darüber nachzudenken. Halb London lebt über sein Einkommen hinaus: Pairs, Minister, Gelehrte, Geschäftsmänner — weshalb sollte es nicht ein armer strebsamer Doctor?"

„Weshalb nicht? Wenn er seinen Stolz beugen und sein Gewissen mit einem solchen Leben aussöhnen kann?" sagte Edna, mit einem etwas geringschätzenden Tone in ihrer klaren Stimme. „Nur würde ich ihn so verachten, daß ich nicht wünschte, sein Name wäre Doctor Stedman."

William sprang auf. Er war mehr als gekränkt, zornig, vielleicht um so mehr; als eine innere Stimme ihm zuraunte, er sei nicht so sehr im Recht, als er sich selbst einreden mochte. Sehr erregt durchmaß er das Zimmer.

Werden wir ihm gerecht. Er war ein sehr guter Mann, und ein wirklich guter Mann ist in mancher Hinsicht besser als jede Frau, weil er so viel mehr Versuchung hat, abzuirren. Aber der vorzüglichste Mann, der sich durch die Welt kämpfen muß, manchen harten Stoß empfangend und gebend, findet es nicht leicht, ganz ungetrübt jenen instinctmäßigen idealen Sinn für Recht und Unrecht zu bewahren, der in dem Herzen jeder guten Frau liegt, wie ein tiefer, klarer See in einem stillen, unentweihten Walde. Glücklich der Mann, welcher stets zu diesem Ufer hintreten kann und in dem reinen, ungetrübten Wasser nichts als den Himmel sich spiegeln sieht.

Es lag nicht in William's Natur, lange mit Jemand zu zürnen, am wenigsten mit seinem geliebten Weibe. Sie waren zuweilen verschiedener Ansicht, wie nur natürlich, aber sie zankten sich nie; die Bitterkeit, welche abweichende Meinungen zu persönlichen Streitigkeiten wendet, war ihnen ganz fremd. Nach einer Weile hielt Doctor Stedman in seinem schnellen Gange inne.

„William," bat Edna, „komm her zu mir, und erkläre mir noch einmal, was Du meinst, ich will versuchen, Dich besser zu verstehen. Du mußt nicht böse sein, daß ich spreche, wie ich denke."

„Gewiß nicht. Ich sagte Dir, als ich Dich heirathete, ich wünschte eine nachdenkliche, gefühlvolle, vernünftige Gefährtin zum Weibe, keine Sklavin. Ein Mann, der seine Frau zur Sklavin macht, muß ein Narr oder ein Tyrann sein."

„Ich glaube, selbst Dir gegenüber hätte ich nie eine Sklavin sein können," rief Edna mit ihrer alten Fröhlichkeit. „Zuerst würde ich Dich verachtet haben, dann hätte ich mich gegen Dich empört, und zuletzt wäre ich Dir fortgelaufen. Das werde ich jetzt nicht thun — wenigstens noch nicht gleich."

Sie legte ihre Arme um seinen Hals, und schaute ihn an mit Augen so voller Liebe, daß sie einen Stein hätte erweichen können. Edna war zuweilen etwas zu schnell und heftig im Urtheil, zu eifrig in ihren Meinungen, aber sie liebte ihren Gatten, das machte Alles gut. —

William setzte sich zu ihr nieder und begann noch einmal seine Erklärung. Er wiederholte, wenn auch nicht so heftig wie zuerst, die vielen Vortheile, welche es brächte, der Welt auf gleichem Boden gegenüber zu stehen, und die eigene Handlungsweise nach der zwischen Recht und Unrecht liegenden Regel des Nichtverbotenen, Zulässigen einzurichten. Alles was er sagte, war sehr klug, aber es schien, als wenn sein Herz nicht bei den Worten wäre, und es lag ein sarkastischer Ton dem Ganzen zum Grunde, der Edna schmerzte.

„Ich möchte wissen, ob die ganze Welt eine Täuschung, und die Vertheidigerin des Truges ist?"

„Oder die selbst Betrogene. Es ist eine traurige Wahrheit, aber ich erlange eine gute Praxis nur, wenn ich mir das Ansehen gebe, sie schon zu haben. Dann würde ich sehr schnell ein berühmter Arzt werden."

„Und könntest Du Dich wirklich dessen erfreuen? Würdest Du den Erfolg nicht verachten, der durch eine Lüge erkauft ward?"

William stutzte und fuhr empor.

„Du bist furchtbar streng. Wer sprach von Lügen?"

„Eine Handlung kann gerade so gut eine Lüge sein, wie ein Wort. Und Geld auszugeben, das Du nicht besitzest, nicht weißt, wann Du es jemals wieder erstatten kannst, ist fast so schlimm wie Diebstahl. O, William, ich vermöchte es nicht zu thun, ich könnte mein Gewissen nicht damit aussöhnen. Du mußt handeln, wie Du willst — ich habe kein Recht, es zu verhindern; aber verlange nicht, daß ich Dir darin beistehe; fordere nie, daß ich meinen Fuß in Deine prächtige Equipage setze oder mich des Wohlstandes erfreue, der durch Verstellung und Betrug erkauft wurde."

Edna sprach heftig, unter niederströmenden Thränen, dann wandte sie sich zu ihrem Gatten und bat ihn um Verzeihung.

„Ich habe es auf unrechte Art gesagt, ich war zu leidenschaftlich, aber die Wahrheit ist es dennoch. Höre, o höre darauf! Ich will stolz auf Dich sein; ich bin es schon jetzt auf Dich, den einzigen Mann der ganzen

Welt, den ich glücklich bin, meinen Gatten zu nennen, meines" —

Edna hielt inne. Von einer gewaltigen Bewegung erfaßt, barg sie ihr Gesicht in den Händen und zitterte heftig.

William zog sie fester an sich. „Was fehlt Dir, mein Liebling, was ist denn so Schlimmes geschehen?"

„Nichts bis jetzt. Nur höre mir zu!"

„Ja, sprich!"

Sie wiederholte es noch einmal, Alles in ruhiger Weise, und William lauschte aufmerksam, denn er war viel zu klug, um eigensinnig und unvernünftig zu sein.

„So, jetzt sprichst Du wie eine einsichtsvolle Frau," sagte er lächelnd, „und brauchst nicht so böse Worte gegen Deinen Mann; das war sehr hart, Edna. Ich glaube, Du nanntest mich ‚Lügner,' ‚Betrüger,' oder so ähnlich."

„O, William!"

„Nein, so schlecht bin ich noch nicht. Es liegt auch Wahrheit in Deiner Ansicht, mein Liebling. Ich glaube selbst, ich würde nicht sehr stolz sein auf meinen Erfolg, der nicht vollkommen redlich, nicht ohne daß ich zu einer kleinen Schwindelei. meine Zuflucht nähme, errungen

wäre. Und wenn ich dann doch keine Praxis erlangte und mich tief in Schulden steckend fände, wie einige armen Männer, die ich kenne" —

„Still, darum handelt es sich nicht. Wir wollen noch nicht an die Folgen denken. Theuerster Gatte, thu es nicht, ich flehe Dich darum an, aber nur weil es ein Unrecht wäre, so zu handeln!"

William schwieg einen Augenblick, sowohl nachdenklich, als auch belustigt aussehend, dann sagte er lächelnd:

„Nun gut, es geschieht nicht. Wenn aber mein kleines Frauchen lebenslang auf ihren armen zarten Füßen dahinwandeln muß, so ist es nicht meine Schuld. Jetzt wollen wir Frieden schließen und Freunde sein!"

Ja, das waren sie, rechte Freunde; nicht Göttin und Anbeter, nicht Tyrann und Sclavin, nein, nur gleichstehende Freunde.

„Jetzt aber vertraue mir, Edna, was Du sagen wolltest, als Du plötzlich abbrachest und so tief erschüttert warst, wie ich Dich nie früher sah. Du kleine, thörichte Frau; weshalb bist Du so zornsprühend gegen mich gewesen?"

„Weil ich nicht wünschte, Du möchtest etwas thun, das nicht vollkommen recht ist, oder dessen Du Dich

später einmal zu schämen hättest; denn bald wirst Du nicht mehr allein an uns Beide zu denken haben, sondern" — ihr Kopf neigte sich, ihre Stimme flüsterte nur noch — „noch an Andere als uns. Nächsten Sommer, wenn Gott mich schützt und am Leben erhält" —

Sie stürzte sich unter einer Thränenfluth an die Brust ihres Mannes, der Alles ahnte.

„Ich war ängstlich, es Dir zu sagen, fuhr Edna nach langem Schweigen fort, „Du hast schon so viel Sorgen, und dies wird sie vermehren. Bist Du erschrocken — bist Du traurig darüber?"

„Traurig?" rief der junge Mann, und sein Herz lag in seinen Augen, als er sein Weib wieder an seine Brust zog. „Traurig? O, laß uns Gott für seine Gnade danken!"

---

# Siebzehntes Kapitel.

In heller, sonniger Frühlingszeit — gleich der, welche Edna mit ihrem Gatten auf der Insel Wight verlebte — wurde ihr Kind geboren. Am nämlichen Abend ließ sich in der großen Ulme ihres kleinen Gärtchens eine Drossel nieder und sang vom Morgen bis zum Abend ihr volles, reiches Lied der jungen Mutter zu, die als eine „glückliche Gefangene" im Bette lag, ihren Erstgeborenen an ihrer Seite. Niemals hörte Edna in späteren Jahren einer Drossel Gesang, ohne sich jener Zeit ruhiger Freude, stillen Entzückens zu erinnern.

Was soll man über dieses Glück schreiben, das so alltäglich wie das Tageslicht und doch immer neu ist,

sowohl für die Königin, welche Millionen einen Thronerben giebt, als für den armen Tagelöhner, dem nur ein neuer Theilhaber an der Erbschaft der Sorge und Arbeit geboren wird. Aber auf keinen von ihnen blickt die verhüllte Zukunft mit drohenden Augen, die Gegenwart ist Alles. So war es bei Edna. Ihr ältester Sohn wurde geboren, als sie noch in sehr beschränkten Verhältnissen lebten und mit vielen Sorgen zu kämpfen hatten. Seine Mutter konnte ihm keine prächtigen Kleidchen und Mützchen machen, ihn nicht in einer Kinderstube begrüßen, welche erfinderische Liebe mit tausend phantastischen Annehmlichkeiten geschmückt; sie nahm ihn nur in ihre Arme und freute sich über ihn — wie die jüdische Mutter im Alterthum — über ihren Sohn, ihre „Gabe Gottes."

Was fühlte William, der gleich den meisten jungen Männern, so unwissend und ohne viel darüber gedacht zu haben, in das Mysterium und die Verantwortlichkeit der Vaterschaft eingeführt ward? Wie auch seine Empfindungen sein mochten, er sprach wenig; es war nicht seine Art, viel zu reden, außer zu seiner Frau. Anfangs nahm er auch nicht viel Notiz von dem kleinen Wesen, in dem sein eigenes Gesicht auf so drollige Weise

wiedergegeben war. Aber er vergaß nie etwas, das seine Schwägerin ihm als einen Auftrag Edna's bestellt, als diese in einer furchtbaren halben Stunde fast bewußtlos am Rande des Grabes schwebte: „Sage William, er möge meinem armen Kinde ein rechter Vater sein!" Oft, wenn Niemand es bemerkte, stand Doctor Stedman an seines Sohnes Bettchen und schaute ihn mit ernstem, sinnendem Blick an, als ob er über seines Kindes und seine eigene Zukunft nachdächte, mit großer Demuth, doch ohne Furcht. In weltlichen Dingen klüger als Edna und ohne jene angeborene Hinneigung zu Kindern, welche nur Frauen besitzen und welche Kinder zu einer reinen Quelle der Freude macht und Anfangs zu nichts Anderem, bestrebte sich William doch sichtlich, die heilige Bürde und Pflicht der Vaterschaft in ihrem Glück und ihrer Sorge recht zu erfassen, so daß er auf diesem Wege würdig werden mußte — wie wenige Männer sind es! — ein Vater zu sein.

Letty verstand ihrer Schwester Glückseligkeit durchaus nicht. Sie hielt das Kind nur für eine Vermehrung ihrer Sorgen und Ausgaben, deren sie schon genug hatten. Es war ihr ein Räthsel, wie die Leute so thöricht sein könnten, zu heirathen, ehe sie Alles wohl

geordnet, hübsch und in reichlicher Fülle um sich hätten, wie es hier freilich nicht der Fall war, was, da jetzt Letty die Führung des Hausstandes hatte, als eine schwere Last auf ihren schönen Schultern ruhte. Mehr als einmal hatte sie erklärt, sobald ein Kind käme, würde sie wieder als Erzieherin in die Welt hinausgehen, um ihrem Schwager eine Mehrausgabe zu ersparen, und sich von den erschrecklichen Pflichten einer unverheiratheten Tante zu befreien. Letty sprach aber mehr von Plänen, als daß sie diese ausführte, und überdies ist es fast nutzlos, ihre Motive zu analysiren, aus dem einfachen Gründe, weil sie eben kaum je nach Gründen handelte. Wie sie eines Tages zu Julius sagte, der den ganzen Winter und Frühling über oft lange Zeiten fern geblieben, dann wieder jeden Abend gekommen war und bei den Schwestern gesessen hatte, ohne aber Letty besondere Aufmerksamkeiten zu erzeigen — wie sie also zu ihm äußerte: „Es sei ja ganz gleichgültig, wo sie weile, was sie thue, Niemand kümmere sich um sie — sie sei ein alleinstehendes Wesen, und deshalb ganz frei.“ —

An dem Abend, als sie diesen pathetischen Ausspruch that, war Tante Letty ein reizender Gegenstand zur

Betrachtung. Sie hatte das Kindchen genommen; denn wenn sie auch nicht gerade eine enthusiastische Bewunderung für dasselbe hegte, so war sie doch eine Frau und wartete und „hätschelte“ es zuweilen gern. Als es so an ihre Schulter gelehnt süß schlummerte, mit einer der kleinen Händchen ihren Finger haltend, während ihre andere Hand es stützte, sah sie einer Madonna von Rafael nicht unähnlich.

„Bleiben Sie einen Moment — gerade in der Stellung; ich möchte eine Skizze aufnehmen,“ sagte Julius, von einer langen Betrachtung sich losreißend, — nicht des Baby's, für das, obgleich es sein Namensvetter war, Onkel Julius keine überströmende Zärtlichkeit zeigte. Da der junge Herr ruhig schlief, war er bei Letty im Wohnzimmer sitzen geblieben, wie jetzt oft, seit Edna oben weilte.

„Mein Himmel, Julius, ich dächte, Sie müßten es satt haben, immer wieder mein Bild zu zeichnen, aber Edna wird entzückt sein, wenn Sie Baby malen.“

Julius' Lippen kräuselte ein Lächeln, das viel von seiner früheren Lieblichkeit verloren, und jetzt meist sarkastisch war, dann sagte er betonend: „Nun gut, ich möchte Alles thun, Edna zu erfreuen, die beste Frau,

die je geboren ward. Wie sie es mit einem Menschen, wie ich, eigentlich auszuhalten vermag, geht über meine Begriffe. In jener Nacht, als ich mit Will die Straße durchstürmte in der bangen Furcht, sie könne sterben, hätte ich mit Freuden mein Leben für Edna's gegeben."

Die Stimme war so voll tiefen Gefühles, daß Tante Letty mit großen Augen Onkel Julius anstarrte — ja anstarrte, der durchdringende, innig liebevolle Ausdruck der Sympathie lag nicht in ihren großen, schönen Augensternen.

„Nicht, daß mein Leben ein so großes Geschenk gewesen wäre," fügte Julius hinzu, „es ist weder für mich noch für Jemand Anderes von Werth. Einst und unter gewissen Verhältnissen hätte es vielleicht so sein können."

Letty schlug die Augen nieder. Es war das erste Mal, daß der abgewiesene Verehrer eine Anspielung auf jene Verhältnisse machte; obgleich sie schon mehrere Male in etwas coquetter Weise bemüht gewesen, herauszufinden, ob er sich ihrer noch erinnere. Denn es war doch wirklich kränkend, daß er so schnell eine Liebe überwunden haben sollte, die, wie er geschworen, ewig sein würde, — daß er sie, Letty, in all ihrem Reiz täglich sehen konnte, und dem Anscheine nach ebenso gleichgültig

gegen sie blieb, wie gegen die vielen anderen Damen seiner Bekanntschaft, von denen er häufig sprach und die er kritisirte, wie er vermuthlich auch mit ihr jenen gegenüber nicht anders umging. Der Gedanke kränkte Letty.

Sie, wie auch sein eigener Bruder, wußten nicht viel von Julius' Lebensweise, ausgenommen, was sie davon sahen und hörten, wenn er ihnen seine Gegenwart schenkte. Wie schon früher waren William's Freunde die seinen, doch umgekehrt nur sehr wenige der seinigen die William's. Julius cultivirte Bekanntschaften, aus denen sein Bruder sich nie viel gemacht und nach denen er jetzt noch weniger fragte. Es war die fluthende Menge einer aus Literaten, Künstlern, Theatermitgliedern bestehenden Gesellschaft, kluger und nicht schlechter Männer; wenigstens wußte Niemand etwas Böses von ihnen, man kümmerte sich auch nicht darum, da Verstand, Geist, Witz dort mehr beachtet wurden und höher standen, als moralische Gesinnungen. Mit dieser Gesellschaft den Tag über umher flanirend, und Abends mit ihr in verschiedenen wohlbekannten Gasthäusern zusammentreffend — nur die Männer, nie mit ihren Frauen, wenn sie solche auch hatten — ver-

brachte Julius einen reichlichen Theil seiner Zeit. Niemals führte er einen dieser Freunde in das Haus seines Bruders ein, noch sprach er mehr von ihnen, als daß er sie: „die lustigsten, klügsten Burschen" nannte — die so amüsant wären.

Doch lebte er nicht nur nichtigem Zeitvertreib; zuweilen ergriffen ihn Anfälle des Fleißes, die Tage, auch Wochen andauerten; dann aber ließ er sein Bild stehen, wie es gerade war, und widmete sich wieder dem Müssiggange. Er sank langsam, aber mehr und mehr zu jener trostlosen, nutzlosen Existenz herab, die nach Allem greift und nichts fest erfaßt, und die, ohne geradezu lasterhaft zu sein, doch der größte Gegensatz zu jenem ruhigen, reinen Lebenswandel ist, der voll mühseliger Arbeit, doch auch reichen Lohn, den rechten, tüchtigen Mann macht.

Die Folgen dieser Lebensweise machten sich schon schmerzlich bemerkbar bei Julius, durch bleiche Wangen, unstete Augen und zitternde Hände; am Abend war er erregt und kräftiger, doch Morgens zu nichts zu gebrauchen, wie er selbst sagte, als umher zu streifen, zu rauchen oder auf dem Sopha zu schlafen — alle diese Anzeichen sprachen unheilverkündend für den jungen

Mann. Sein Bruder begann auf ein Unterleibsübel zu curiren, doch Edna, weniger gelehrt, aber scharfsichtiger, entdeckte ein Seelenleiden, schlimmer und schwerer zu heilen.

Julius, der ein ganz leidliches Einkommen hatte, das er nur für sich verwandte, fing an, älter und sorgenvoller auszusehen als sein Bruder mit all' seinen schweren Pflichten.

Während Julius und Letty sich im Wohnzimmer unterhielten, herrschte oben in Edna's Stube tiefes Schweigen. William, der gekommen, eine ruhige Stunde bei seiner Frau zu verbringen, war vor großer Erschöpfung fest eingeschlafen. Edna beobachtete ihn, wie Letty unten im Wohnzimmer seinen Bruder betrachtete, doch ach, mit wie anderem Ausdruck. Es war die Verschiedenheit, welche stets gewesen und immer bleiben wird, zwischen Augen, welche offen und ehrlich sagen: „Ich liebe Dich," und dem coquett niedergeschlagenen Seitenblick, der selbstsüchtig fragt: „Ich möchte wissen, wie sehr Du mich liebst?"

Frauen werden oft durch Männer, welche ganz der Gegensatz von ihnen sind, angezogen, und vielleicht hätte ein kluges, charaktervolles Mädchen, mit vieler Geduld

und großem Muth begabt, um sich und ihn zu stützen, Julius tiefsinnig lieben und richtig verstehen können. Aber die schöne Letty war nicht ein solches Mädchen. Als er die Bemerkung über sein für Niemand werthvolles Leben machte, sah sie ihn nur ruhig an.

„Ja, es ist ein verlorenes Dasein, Letty; es wird enden, wie jenes gestrandete Schiff auf der Insel Wight. Sie erinnern sich seiner?"

„Thorheit!" sagte Letty, leise erröthend. „Wenn es geschieht, ist es Ihr eigener Fehler. Ihr Künstler bleibt stets so arm."

„Einigen von uns geht es ganz gut; wenn wir hohen besternten Patronen und vornehmer Gesellschaft nachlaufen, oder wenn wir zufällig sehr anziehend sind, und reiche Mädchen heirathen" —

„Vielleicht haben Sie auch diese Absicht," unterbrach ihn Letty mit einiger Schärfe. „Es fiel mir schon auf, daß in einer Andeutung, die Frau Marchmont heute zu mir machte, — (Herr Marchmont hat Ihnen wohl dasselbe gesagt) — mehr zu suchen war."

„Was?" fragte Julius eifrig.

„Er hielte so viel von Ihrer außerordentlichen Klugheit, selbst für das Geschäftsfach, daß, wenn Sie Ihre

Laufbahn ändern wollten, er Sie gleich in sein Haus nehmen würde, erst als Buchhalter, dann als Theilhaber."

„Marchmont und Stedman, Indigo-Pflanzer! Wie großartig das klingen würde! Welche beneidenswerthe Stellung!" rief Julius satyrisch, ohne aber zu verrathen, ob er zum ersten Male von der Sache höre.

„Sehr beneidenswerth!" sagte Letty ernst; „besonders mit Lily Marchmont als Gattin zur Seite."

Julius zuckte zusammen; wies das Ansinnen aber mit Lachen von sich.

„Die arme Lily! Ein ganz hübsches Wesen, wenn sie nur etwas größer und nicht so stark wäre!"

„Sie ist jetzt bald zum Schatten abgemagert," erwiederte Letty geärgert. „Aber es lohnt nicht, mit Ihnen zu sprechen, oder etwas aus Ihnen heraus bekommen zu wollen. Sie sind wirklich nicht werth, daß man sich mit Ihnen beschäftigt." —

„Ich wußte nicht, daß Sie mir die Ehre erwiesen, Sich je mit mir zu beschäftigen."

„O ja," erwiederte Letty mit einer Miene lieblicher Einfachheit. „Wer kann es anders, wenn Sie immer hier sind, und Jeder Sie so gern hat und so viel Wesens von Ihnen macht? Edna sagte mir, wenn

Sie sterben sollte, müßten Sie wieder hier in's Haus kommen. Ich sollte Ihnen mittheilen, sie überließe William Ihrer Obhut, ihn zu trösten und ihm das Leben angenehm zu machen."

„Liebe, theure Edna, sich einzubilden, daß ich Jemand von Nutzen sein könnte! — Aber es ist geradezu lächerlich!" fügte er schnell hinzu. „Hier sind Edna und William froh und glücklich beisammen, nebst dem kleinen Schelm da, den häßlichen Namen Stedman fortzupflanzen. Jeder ist an seinem Platz — außer mir — und was aus mir wird, wer fragt danach? Nicht eine Seele in der weiten Welt! Doch, Verzeihung, ich langweile Sie und verschwende Ihre Zeit.... Bewegen Sie die rechte Hand ein Wenig, bitte Letty.... Nein, die Finger näher zusammen! Darf ich sie zurecht legen?"

„Ja, aber wecken Sie das Kind nicht!"

„Das würde ein Verbrechen sein."

Julius kniete nieder und mit glühenden Wangen und zitternden Händen suchte er die kleine Gruppe nach seiner Zufriedenheit zu arrangiren. Letty bat ihn, „vorsichtig zu sein," und legte ihre andere Hand sorglos auf seine Schulter. Sie dachte sich nichts dabei, war

er überdies nicht ihr „Halb-Schwager," wie sie ihn zuweilen scherzend nannte?

Bei ihrer Berührung zuckte der junge Mann zusammen und schaute empor, mit einem Blick, den keine Frau mißverstehen kann — es wäre Wahnsinn oder absichtliche Schlechtigkeit, wenn sie ihn mißverstände — dann sich wendend, drückte er seine Lippen auf ihren Arm, nicht zärtlich, nicht verehrungsvoll, sondern mit glühender, stürmischer Leidenschaft, so daß man es weniger einen Kuß, als eine Verwundung nennen konnte.

So war die Schranke zwischen ihnen gefallen, und Letty sah — was jedes Mädchen mit nur gewöhnlichem Scharfsinn bemerken mußte — daß die Gleichgültigkeit nur ein Betrug, eine Täuschung gewesen, und daß der zurückgewiesene Verehrer sie gerade so verzweiflungsvoll wie ehemals liebte.

War sie froh oder traurig? Sie wußte es selbst nicht, aber sie befand sich in großer Aufregung. Ohne des schlafenden Kindes zu achten, sprang sie empor und streifte ärgerlich ihren Spitzenärmel herab.

„Julius, Sie sollten sich schämen."

„Nein. Sie ließen sich einst von mir küssen. Gestatten Sie es mir wieder!"

Er trat ihr näher, und war auf dem Punkt, seinen Vorsatz auszuführen, als ein Gefühl von Ehre ihn zurückhielt. Aber er erfaßte ihre beiden Hände und blickte sie an, halb wahnsinnig, durch die ihn verzehrende Leidenschaft. Keine sentimentale Liebelei, kein thörichtes Courmachen — eine glühende, gewaltige Liebe, die erste, welche er je empfunden.

Manche Frauen würden ihn dafür und für die Art, wie er sie zeigte, gehaßt haben: — stolze, zurückhaltende, charaktervolle Frauen, deren Liebe als eine freiwillige Gabe gereicht wird und sonst nicht zu erwerben ist — aber Letty haßte ihn nicht. Es gefiel ihr eher, so im Sturme erobert zu werden. Es war entschieden amüsant.

„Lassen Sie mich los!" rief sie; „nun haben Sie das Baby geweckt!" Und das gewissenlose Kind brach in ein so furchtbares Geschrei aus, daß alle Liebhaber der Christenheit dadurch verscheucht werden konnten.

Julius hielt sich die Ohren zu. „Bringen Sie das schreckliche kleine Wesen fort! Aber Letty," und von Neuem erfaßte er ihre Hand, „Sie müssen gleich wieder kommen; ich muß mit Ihnen reden. Ich warte hier auf Sie bis Mitternacht oder bis zum nächsten Morgen;

darum ist es besser, Sie kehren bald zurück. Versprechen Sie es mir!"

Letty versprach es, obgleich mit einer sehr schwachen Absicht, ihr Wort zu halten. Alles was sie für den Augenblick wünschte, war, ihn los zu werden, auf welche Art es sei; denn sie fühlte sich ängstlich in seiner Nähe. „Er sah aus," sagte sie später zu Edna, „als ob er mich küssen oder ermorden möchte, und es ihm einerlei wäre, welches von Beiden er thäte."

Sie sprach nicht unwahr! Nicht schlechtere Männer als Julius haben schon die Frau, welche sie liebten, um kaum größere Kränkungen getödtet.

Nachdem Letty das Kind der Wärterin gegeben, lief sie nach ihrer Stube, und begann sich zu sammeln. Es lag doch eine angenehme Aufregung darin, eine Liebeserklärung zu empfangen, besonders da sie beinahe gefürchtet, daß es damit für sie vorbei wäre, und daß sie nun eine „Aushülfe für Alle," eine unverheirathete alte Tante werden sollte, die genöthigt wäre, Andere bei ihrer Arbeit zu unterstützen und von fern fremdes Glück zu betrachten — ein nicht zu anziehendes Bild für Dame Letty. Jetzt konnte sie wieder einmal heirathen, es war nur ihre Schuld, wenn es nicht geschah.

Nach dem langweiligen Leben in des Schwagers Hause schien halb unbewußt der Geist des alten Liedes in ihrem Sinne zu leben, das da sagt: es sei besser verheirathet zu sein, an wen es auch sei, als eine alte Jungfer zu werden.

Und Julius Stedman war kein: „wer es auch sei,“ sondern ein schöner, kluger, junger Mann, mit feinen Manieren und liebenswürdigem Wesen. Jeder bewunderte ihn, auch Letty in ihrer Art; und dann liebte er sie so unsäglich.

Als sie vor dem Spiegel stand, ihr Haar zu arrangiren und höchst befriedigt ihr Bild betrachtete, sagte sie leise vor sich hin: „Der arme Mensch — ich gaube, ich könnte ihn recht gern haben, wenn er nur etwas reicher wäre.“

Letty wurde hier zu einer häuslichen Besorgung abgerufen, die sie ganz mechanisch verrichtete; es war gerade nicht angenehm, anderer Leute Hausstand zu führen. Ja, wenn sie eine eigene Häuslichkeit gehabt, Alles hübsch und comfortable, das wäre etwas Anderes gewesen. Sie begann mit großer Genauigkeit zu berechnen, wie viel Julius verdienen könne, wenn er alle drei Monate ein Bild malte, was leicht war — und es verkaufte, was schwieriger sein mochte.

Eine so wichtige Beschäftigung ließ Letty ernst aussehen, wenigstens sehr ruhig, als sie in das Zimmer ihrer Schwester trat und die kleine Versammlung dort betrachtete. Durch das Geschrei seines Söhnchens war William aus dem Schlafe aufgestört, und sich in sein Schicksal ergebend, sah er, wenn auch noch erschöpft, doch sehr zufrieden und belustigt dem jungen Helden zu, der sein Abendbrot genoß, während die Mutter, die blasse, lächelnde Mutter, mit den leuchtenden Augen — doch nur Gott weiß, was in dem Herzen einer Mutter vorgeht. — Es war ein einfaches Zimmer, mit schlichter Einrichtung, aber in seinen engen Wänden umschloß es den Kreis der höchsten Lebensfreuden.

„Kommen Sie her, Letty!" sagte William freundlich, „sehen Sie dem jungen Herrn zu. Ist er nicht im Zustande höchster Zufriedenheit? In nicht langer Zeit wird er im Park einen Spaziergang machen und Tante Letty den Arm geben."

Letty lachte. Vielleicht war sie durch das Glück vor ihr gerührt, möglich auch, daß ein Gefühl der Traurigkeit sie beschlich, welches selbst die besten und selbstlosesten unverheiratheten Mädchen zuweilen empfinden, wenn sie sehen, wie die ganze übrige Welt ihren geschäftigen Weg

geht, täglich ihre natürlichen Freuden genießt, und sie selbst davon ausgeschlossen sind. Sie, Letty Kenderdine, die einst so bewunderte, gefeierte Schönheit, war jetzt für Niemand mehr die Hauptperson — außer für den armen Menschen unten.

„Letty sieht so ernst wie ein Richter aus," sagte Edna, einen Moment von ihrem trinkenden Kinde — ihrer kleinen Paradieses-Blüthe — zu der gewöhnlichen Welt zurückkehrend. „Ist irgend etwas vorgefallen?"

„O, nein," erwiederte Letty, mit einer bei ihr seltenen Zurückhaltung, indem sie tief erröthete. „Nur — Wann kommt William zum Abendessen herunter?"

„Ich weiß nicht," entgegnete ihr Schwager, sich in müssigem Wohlbehagen streckend und zärtlich Frau und Sohn anblickend. „Sagen Sie Julius — er ist doch noch da?"

„Ich glaube."

„Dann bitten Sie ihn, er solle ohne mich zu Abend speisen. Wenn er seit beinahe einer Woche jede Nacht herausgemußt, und dabei noch Weib und Kind hätte, so würde er mich gewiß entschuldigen. Sie werden eine freundliche Wirthin sein, Letty! Machen Sie es ihm

recht behaglich; er ist in letzter Zeit so sehr gut und vernünftig gewesen, der arme Julius!“

Letty fühlte, daß das Fatum gegen sie sei. Es William gerade jetzt zu erklären — ihm, vor dem sie stets etwas Furcht hatte — weshalb sie nicht hinunter gehen mochte, war durchaus unmöglich; wenigstens redete sie sich das ein. Würde es auch nicht in jeder Hinsicht besser sein, Unannehmlichkeiten und spätere Mißverständnisse ersparen, wenn sie Julius anhörte, ihm seine Antwort gäbe und der Thorheit ein Ende machte? Denn natürlich mußte sie das thun. Dann wollte sie wieder als Erzieherin ausgehen, und wer weiß, was da geschehen konnte? Irgend ein sehr wohlhabender, vernünftiger, achtbarer Wittwer — über dessen ganze Verhältnisse kein Zweifel walten dürfte — der nicht zu viel von ihr verlangte, ihr aber ein sehr glückliches und angenehmes Loos bereitete, das würde eine passende Partie sein. Als sie dann an Julius dachte, wie schön er sei, und wie leidenschaftlich er sie liebe — seufzte Letty.

Sie brauchte lange Zeit, um das Abendbrot zu bestellen, und während es bereitet wurde, ging sie wieder nach ihrem Zimmer, ihrem Anzuge noch irgend eine

kleine Verschönerung hinzuzufügen, damit sie so hübsch wie möglich aussähe.

Doch würde es fast unnatürlich sein, zu behaupten, Letty sei ganz ruhig und kaltblütig gewesen. Als sie im Spiegel ihr schönes Gesicht sah, das doch schon einen Hauch seiner frischen Blüthe eingebüßt, dachte sie an Edna, die nie hübsch gewesen, sich nie darum gekümmert, daß sie es nicht war, und für die das Altwerden keine Schrecken hatte; denn war sie nicht Gattin und Mutter, und wurde sie nicht mit einer Liebe geliebt, die zugleich stark und zärtlich, schützend und anbetend war? Bei dem Gedanken schlug Letty's Herz ein Wenig schneller. Ja, es mußte „hübsch" sein, solche Liebe sein zu nennen. Nicht feierlich schön und allbefriedigend, nicht entzückend oder veredelnd, nur „hübsch." Aber es konnte nicht sein — nimmermehr. Die in dem letzten Jahre gemachte Erfahrung, was es heißt, bei beschränktem Einkommen verheirathet zu sein, hatten Letty eine noch größere Abneigung gegen Armuth beigebracht, als sie schon von Natur aus besaß.

„Mein Himmel," dachte sie, „weshalb sind manche Menschen so glücklich und wohlhabend, während Andere nie Reichthümer erwerben, und zwar ohne eigene Schuld."

Dann gab sie ihrem glänzenden Haar noch einen Strich mit der Bürste und ging hinunter zu dem „armen Menschen."

Julius war ein armer beklagenswerther Mensch. Er war sinnlos — ganz vollkommen sinnlos — durch jene Leidenschaft, gegen die er so kräftig angekämpft wie es seiner Natur möglich war; doch vergebens. Sollen wir diesen Wahnsinn näher beleuchten? Ich denke, nicht. — Gott weiß, welch eine furchtbare Sache er ist; manche Mädchen und Frauen haben ihn auch kennen gelernt und sind wie Letty jetzt Zeugen davon gewesen, selten die besten und edelsten Frauen, denn der Liebende ist meist das, wozu die Geliebte ihn macht; und keine noch so hoffnungslose Leidenschaft wird — wenn sie nicht unnütz durch den Gegenstand, dem sie galt, gequält ward, bald durch Kälte verletzt, bald durch warme Freundlichkeit ermuthigt wurde — keine Leidenschaft wird sich leicht so erniedrigen, um im Staube zu kriechen, wie Julius, als sein erster heftiger Anfall von Tyrannei vorüber war, sich vor Letty im Staube wand.

„Haben Sie Mitleid mit mir, Letty," rief er, vor ihr niederstürzend, ihre Hände, ihre Füße, den Saum ihres Kleides küssend. „Ich habe versucht, Sie zu ver-

gessen, ohne Sie leben zu können — o wie habe ich gekämpft und gerungen — aber es ist unmöglich. Wenn Sie nicht mein Weib werden, gehe ich unter. Ich verstehe jetzt, wie Männer sich zu Tode trinken, Spieler werden — sich tödten" —

„Still!" rief Letty schaudernd; „bitte, sprechen Sie nicht so fürchterliche Dinge! Es ist grausam von Ihnen, mich so zu ängstigen!"

Sie begann zu weinen, wirkliche, aufrichtige Thränen. Der Anblick raubte Julius noch die letzte Besinnung.

„Ich ängstige Sie? Dann bin ich Ihnen nicht gleichgültig? O, Letty — Letty, versuchen Sie, mich zu lieben!"

Er sprang empor und riß sie an sich, im engen Umfassen sie in seinen Armen haltend, sie mit heißen, flammenden Küssen fast erstickend.

„Julius, schämen Sie sich!" war Alles, was sie sagte, wobei sie noch wie ein Kind schluchzte.

Er ließ sie augenblicklich los.

„Sie haben Recht. Ich bin über mich selbst beschämt; ich habe mehr wie ein roher Mensch, als wie ein gebildeter Mann gehandelt. Soll ich dafür büßen,

indem ich fortgehe — Ihnen nie wieder unter die Augen trete?"

„Ich — ich sehe nicht gerade die Nothwendigkeit davon ein," sagte Letty mit einem leisen Lächeln durch ihre Thränen.

Von Neuem zog Julius sie an sein Herz und gelobte, daß, wenn sie ihm nur ein einziges liebes Wort sagte, so solle nicht Himmel noch Hölle ihn abhalten, sie zu heirathen.

Als Letty ihn etwas beruhigt, und die kurze Zeit benutzt hatte, ihr verstörtes Haar zu ordnen und sich auf ihren gewohnten Platz am Tisch niederzusetzen, für den Fall, daß Jemand käme, sagte sie.

„Nun theilen Sie mir mit, worauf wir uns eigentlich heirathen, wovon leben sollten?"

„Das kümmere Sie nicht, dafür werde ich sorgen. Ich werde stark wie ein Löwe, kühn und muthig wie Hercules, geduldig, beharrlich und arbeitsam wie — wie mein Bruder William sein, wenn Sie mich nur lieben wollen, Letty — nur mich lieben! Sagen Sie es, wieder und wieder sprechen Sie es aus!" und seine trockenen, dürstenden Augen schienen jeden Blick des schönen, geliebten Mädchens wie einen Tropfen Balsam

für sein wundes, heißes Herz einzusaugen. „Meine einzig Geliebte, sagen Sie mir, ob ich Ihnen wirklich theuer bin?“

Letty wußte kaum selbst, was über sie gekommen. Wie sie später Edna vertraute, war es der dummste Streich, den sie je in ihrem Leben machte, sie wußte kaum, ob sie die Wahrheit sprach, — was aber sollte sie thun? Sie mußte etwas sagen, um Julius zu beruhigen. So schaute sie ihm in das flehende Gesicht und antwortete auf die Lebensfrage lächelnd: „Ja!“

Nicht zum ersten Male war eines Mannes Untergang durch eine Frau herbeigeführt worden.

---

## Achtzehntes Kapitel.

---

Doctor Stedman hatte nicht den ruhigen Abend, den er sich selbst versprochen — ein seltener Segen in seinem geschäftigen Leben. Auf ihn war auch die Frage und die Antwort anwendbar: „Mein Freund, wann wirst Du endlich etwas Ruhe genießen?" „In meinem Grabe." Wenn jemals solcher Gedanke diesem braven Christen kam, so beschwichtigte er die Klage, wissend, daß das Leben zur Arbeit bestimmt ist, und das Grab unser einziger rechtmäßiger Ort zum Ausruhen ist — und vielleicht auch nicht einmal.

An dem Abend fühlte William sich sehr erschöpft, zu matt, um viel zu sprechen. Er lehnte sein Haupt an seines Weibes Schulter und betrachtete das Kind,

das auf ihrem Schooße in friedlichem Schlummer lag, bis auch sein Gesicht weicher und sanfter wurde, so daß man zuletzt kaum sagen konnte, ob Vater oder Sohn ruhiger und zufriedener aussah.

„Ich freue mich so, daß er Dir gleicht, mein William; ich hoffe, er wird in jeder Hinsicht Dein Ebenbild werden, etwas Besseres könnte ich ihm nicht wünschen."

„Ich aber — und ich will ihm helfen, es recht früh zu erlangen."

„Was?"

„Eine Gattin — gerade solch eine Frau, wie seine Mutter."

„O, Will, o, Papa! — denn an den Namen mußt Du Dich jetzt gewöhnen," sagte Edna mit ihrem lieben, frischen Lachen, obgleich in jedem Auge eine große Thräne, wie ein Demant leuchtete. Dann hielt sie ihm ihr Gesicht zum Kusse hin, und die beiden übervollen Herzen schlugen warm an einander, über das kleine Wesen gebeugt, welches sein Leben ihrer Liebe verdankte, dessen Zukunft in so feierlichem Dunkel vor ihnen ruhte, außer, daß sie, wörtlich gesprochen, in ihren elterlichen Händen lag, die ihn recht oder irre leiten konnten — zum Heile oder Untergange.

„Jetzt muß ich hinunter gehen und Julius gute Nacht sagen — Onkel Julius. Ich möchte wissen, ob sein Neffe und Namensvetter ihm ähnlich werden wird.“

Edna schrak unwillkürlich zusammen, und dann sagte sie mit dem stets bereiten Mitleid, das glückliche, gute Menschen für die empfinden, welche nicht glücklich sind: „Ja, gehe zu ihm, und bitte, bringe mir aus meinem kleinen Arbeitskorb, der in dem Cabinet neben dem Eßzimmer steht, Julius' Handschuh mit, ich versprach sie zu nähen — vor drei Wochen. Welch ein Zeitraum scheint mir dazwischen zu liegen!“

„Ja, es war eine inhaltvolle Zeit!“ sagte William zu sich, als er leise fortschlich — denn das ganze Haus zitterte davor, ein solches Verbrechen zu begehen, das Kind zu wecken — und dann in dem kleinen, seiner Frau gehörenden Stübchen verweilte. Dort lagen ihre Arbeiten und manche zum Haushalte gehörenden Sachen umher, da Letty's Regierung sich nicht durch besondere Ordnung auszeichnete. Aber die rechtmäßige Herrin konnte ja bald wieder ihren Platz einnehmen und Alles hübsch und ordentlich machen. Und zu denken, was hätte geschehen können! Es kamen William mehrere Familien in den Sinn, denen in letzter Zeit die Gattin

und Herrin des Hauses auf solche Weise entschwunden war, um nie wieder zu kehren — nie wieder!

Der junge Gatte schauderte, und mit einem Empfinden dankbarer Freude verbannte er die traurigen Gedanken und kehrte zu seinem gewöhnlichen Leben mit seinen gewohnten Sorgen zurück, von denen nicht die leichteste seinen Bruder betraf.

In der Jugend findet man es schon hart genug, seine eigene Bürde zu tragen, später lernt man dankbar sein, wenn es nur diese ist, denn jeder Tag bringt in einer Weise, der nur ganz selbstsüchtige Menschen entrinnen können, einen sehr reichlichen Theil von Anderer Lasten auf uns. Als William seiner Gattin kleinen Auftrag erfüllte, weilten seine Gedanken mit einer Angst, die zuweilen schlummerte, doch stets vorhanden war, bei Julius.

Im Speisezimmer herrschte eine so tiefe Ruhe, daß er glaubte, Julius sei fort; er trat schnell hinein, und fuhr bei dem sich ihm bietenden Anblick unwillkürlich zurück, in dem Gefühle, dort überflüssig und lästig zu sein.

Der schon vor einer Stunde gedeckte Abendtisch stand unbenutzt, die Speisen waren nicht berührt, auf dem

Sopha saßen Julius und Letty sehr nahe bei einander, er hielt ihre beiden Hände in den seinigen, und seine Augen waren auf ihr Gesicht geheftet mit einem leidenschaftlichen Ausdruck, der nur einer Deutung fähig.

Beide sprangen erschrocken auf; doch Letty fand ihre Fassung schnell wieder, und sagte mit einem fast sorglosen Tone, obgleich ihre Wangen brannten und ihr Wesen etwas erregt war:

„Kommen Sie herein, William! Wir haben auf Sie gewartet!"

William stand wie angewurzelt, seinen Augen und Ohren nicht trauend. Dann erwiederte er etwas scharf:

„Sie hätten nicht warten sollen, ich sagte ja, ich käme nicht zum Abendbrot."

Er schwieg, auf eine Erklärung hoffend; es erfolgte jedoch keine. Mit großer Ruhe — sie war ja an dergleichen gewöhnt — nahm Letty ihren Platz bei Tische ein, und es gelang ihr, mit ganz gutem Appetit zu essen und sogar ein leichtes Gespräch zu führen; freilich wurde sie von den Anderen wenig unterstützt, William war zu offen und redlich, um mehr als einige ganz alltäglichen Worte zu sagen, worauf er in tiefes Schweigen

verfiel; und nachdem Julius einen warnenden Blick von Letty aufgefangen, wurde auch er still.

Aber der junge Mann war tief und peinlich erregt, zitternd vor unterdrückter Bewegung. Er vermochte seinen Bruder nicht anzusehen; dennoch war William erstaunt über den Wechsel von Entzücken und Traurigkeit, der gleich Licht und Schatten über sein ausdrucksvolles Gesicht flog. Julius empfand nicht das ruhige Glück des sicheren Erfolges, mehr die ängstliche, heftige Freude eines Kindes, das einen Schmetterling gefangen und unter seiner Mütze geborgen hat, es aber kaum glaubt, er sei wirklich dort, oder danach zu sehen wagt, aus Furcht, er könne doch entflogen sein.

Als das Abendbrot vorüber, entfernte sich Letty mit einem kurzen: „Gute Nacht!" zu Julius, fast coquett in Blick und Ton und doch wieder sorglos und nachlässig, wie jeder gewöhnliche Gute-Nacht-Wunsch. Die Brüder waren allein, und der jüngere ergriff schnell seinen Hut.

„Julius!" sagte William, ihm die Hand auf die Schulter legend, mit einem festen, fragenden Blick — „hast Du mir nichts mitzutheilen?"

„Nein, nichts." Die Worte wurden eilig gesprochen,

dann wiederholte er sie noch einmal in einem ganz veränderten, bedrückten Tone: „Nein, gar nichts.“

William fragte natürlich nicht weiter.

Als er hinter seinem Bruder die Thür der Halle geschlossen, und zu seiner Frau heraufkam, trug sein Gesicht einen Ausdruck, bei dem man nicht wußte, ob Schmerz oder Aerger darin vorherrschend war.

„Lieber Mann, was ist vorgefallen — was hat Dich gekränkt?“

„Gekränkt ist kaum das richtige Wort, aber ich bin bestürzt und tief betrübt. Wo ist Letty?“

„Hinauf gegangen. Sie blickte nur hier hinein und entfernte sich schnell.“

„Sagte sie nichts — theilte sie Dir nichts mit?“

„Nein.“

William bemerkte, wie Edna blaß wurde, und erzählte ihr in wenigen Worten, was ihn so erregt.

„Wenn ich es nicht gesehen, ich würde es nicht geglaubt haben. Ich weiß nicht, wie Ihr über solche Dinge denkt — ich meine alltägliche Frauen, nicht mein Weib, deren Gesinnung kenne ich; wenn aber Letty nicht mit Julius verlobt ist und dies gestattet, so müßte ich

doch, trotzdem sie Deine Schwester ist, etwas scharfe Worte über sie sagen."

Edna schwieg. Das starke Band der Blutsverwandtschaft, das in liebevollen und treuen Herzen so lange und viel aushält, hieß sie schweigen, aber sie sah sehr betrübt aus.

„Das Mädchen kann nicht wissen, was sie thut;" sprach Doctor Stedman, erregt und ärgerlich das Zimmer durchschreitend. „Es ist wie in der Fabel vom Knaben und dem Frosche; für sie ein Spiel, für ihn der Tod. Denn er ist noch so wahnsinnig in sie verliebt, wie früher; ich sah es in seinen Augen. Letty wird ihn nie heirathen, sie wird nur einen wohlhabenden Mann nehmen; ich hörte sie noch gestern so sagen."

„Bist Du dessen sicher?"

„Ganz sicher; und ich stimme ihr darin bei. Es wäre heller Wahnsinn, dächte ein armer Mann daran, sie zu heirathen. Sie verlangt ja nicht einen braven, liebenden Gatten, — wie Jemand, den ich nennen könnte, es als Bestes sich erwünschte — sondern eine schöne Häuslichkeit und einige Tausende das Jahr."

Edna vermochte nichts zu erwiedern, sie wußte, es sei wahr.

„Ich mag sie deshalb nicht tadeln, ich hoffe sogar, daß ihr Wunsch sich erfüllen wird," rief William, immer wärmer werdend. „Doch in der Zwischenzeit soll sie nicht mit meinem Bruder spielen, ihn nicht zu einem Narren machen; schlimmer als das, sie lehrt ihn, sie zu verachten und durch sie alle Frauen gering zu schätzen. Edna, sobald ein Mann erst den Gedanken faßt, daß Ihr nicht besser seid, als wir es sind, daß es nichts Anbetungswürdiges in Euch giebt, nichts, nach dem ein armer Mensch aufblicken und woran er sich halten kann in dieser schlimmen, bösen Welt, dann ist es aus mit ihm! Wenn er die Frauen nicht mehr achtet, achtet er nichts. Er sinkt in den bodenlosen Abgrund! O, ich wünschte, ich wäre klüger gewesen und hätte sie nie in mein Haus genommen, oder mein Bruder wäre nie wieder hergekommen. Ich kenne sie und kenne ihn — sie wird sein Untergang sein!"

William sprach mit einer leidenschaftlichen Erregung, die selbst kaum seine Frau begreifen konnte, aber sie fühlte, ihm stand das Recht zur Seite.

„Vielleicht mißverstehen wir das Ganze," erwiederte Edna entschuldigend; „sie mag sich mit ihm verlobt haben."

„Weshalb es verschweigen? Warum redete Julius nicht? ich gab ihm Gelegenheit dazu. Natürlich spricht ein Mann nicht eher, als bis er wirklich verlobt ist; Letty's Name wurde nicht einmal zwischen mir und Julius genannt. Das aber glaube mir, es ist etwas nicht wie es sein soll, sobald ein Bruder dem anderen nicht zu sagen wagt, er habe die Absicht, zu heirathen. Was sie anbetrifft — Edna, es thut mir im tiefsten Herzen wehe, von Deiner Schwester schlecht zu denken, dennoch kann ich nicht anders."

„Nein, ich sehe, Du vermagst es nicht zu ändern; sie bleibt aber meine Schwester, und wie Du selbst sagtest, sie weiß nicht, was sie thut."

William hielt in seinem ungestümen Gehen inne, und betrachtete die kleine zarte Gestalt in der Sophaecke, die in dem weißen Morgenrock und Spitzen-Häubchen so frauenhaft, mild, ruhig und lieblich aussah.

„Du hast Recht, mein Liebling, sie weiß nicht, was sie thut. — Ich war kein schlechter Mensch früher — nur selbstsüchtig, rauh, weltlich gesinnt, wie aber hasse ich jetzt mein damaliges Ich! Wie dankbar bin ich, daß eine gewisse kleine Frau kam und mir ihre Feen-hände reichte und mich recht leitete, wie nur Frauen,

Gattinnnen es können. Starke, reine, liebende Hände müssen es sein; sind sie das nicht, so führen sie auf den unrechten Weg. — Edna, wenn Julius schlecht wird, ist es Letty's Werk."

„Was ist Letty's Werk? und warum ist William so in Eifer? Bin ich wieder wegen des Mittagessens in Ungnade gefallen? Ich bin stets zu tadeln; Niemand kann ihm etwas recht machen, als Du, Edna."

Letty stand in der Thür mit einer anmuthig schmollenden Miene. Das Licht in ihrer Hand, das bei der im Zimmer herrschenden Dämmerung ihr die Gesichter von Edna und William verbarg, beleuchtete voll ihr eigenes. Solch ein reizendes Antlitz! bezaubernder als jemals durch den Ausdruck muthwilligen Triumphes; ein Antlitz, das vielleicht keinen Mann trösten und beruhigen konnte, jedenfalls aber die Macht besaß, ihn wahnsinnig verliebt zu machen.

„So habt Ihr mir also nichts zu sagen? Ihr fühlt Euch wohl sehr zufrieden und wohlbehaglich bei einander, und bedürft meiner nicht, wie es scheint. Gute Nacht, ich gehe zu Bett."

„Ich möchte mit Ihnen sprechen, Schwester Letty bitte, bleiben Sie! es ist besser, ich rede gleich."

In ihrem tiefsten Herzen hatte Letty großen Respect vor William. Er war der einzige junge Mann ihrer Bekanntschaft, der in die volle Nähe ihrer Reize gekommen und von ihnen nicht besiegt worden war. Er hatte sich ihr als treuester Freund, doch nie als Liebhaber gezeigt, und obwohl er sie gern mochte und es nicht verhehlte, hatte ihre Schönheit doch nicht den geringsten Einfluß über ihn. Sie wußte das und es flößte ihr eine Art Ehrfurcht vor ihm ein. Sie setzte ihr Licht nieder und sagte beinahe sanft:

„Nun, wenn ich gescholten werden soll, so will ich lieber einen Stuhl nehmen, denn ich bin müde. Ihr Bruder hielt mich so lange im Gespräch fest; Sie baten mich ja, ich solle ihm Gesellschaft leisten; und Julius ist wirklich sehr klug — gar zu amüsant.“

Letty sprach leichthin und doch nicht ohne zu beobachten; sie schien entweder dem Schwager Sand in die Augen streuen zu wollen, oder sie wünschte zu erfahren, wie viel er von dem Stand der Dinge wisse. Doch ihre Schlauheit war schlecht angebracht bei William. Aergerlich und kurz sagte er!

„Ich bin erstaunt, Letty, daß Sie es wagen, mir in's Gesicht zu sehen und meines Bruders Namen zu nennen.“

„Wagen? Weshalb sollte ich es nicht?“

„Sie wissen, warum.“

Es erfolgte eine unbehagliche Pause, dann sagte Letty nachlässig:

„Wenn Sie meinen, weil er mir einst einen Antrag machte und ich ihn ausschlug, wie ich ein Dutzend andere Bewerber zurückgewiesen — dafür kann ich nicht.“

„Nein, und ich tadelte Sie nie darum. Doch hätte es ein entschiedenes ‚Nein‘ sein müssen, und ich glaubte, das sollte es vorstellen und die Sache beenden. Nun“ —

„Nun, Herr Doctor Stedman, was nun?“ ahmte ihm Letty halb muthwillig nach und doch entschlossen, erst ganz zuletzt sich zu verrathen.

„Es ist nicht leicht, das einer Dame zu sagen; aber ich habe Augen im Kopfe,“ erwiederte William ärgerlich, „und nach dem, was ich heute Abend sah, kann ich nur schließen“ —

Letty sagte lachend: „Bitte, ziehen Sie keine Schlüsse; Sie haben so ganz besondere Ansichten!“

William wandte sich im Aerger, nein mehr als das, in Geringschätzung ab und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Edna seine Hand ergriff.

„Bleibe, William! Letty, so erkläre ihm doch die

Sachlage! Vielleicht meintest Du nichts damit, oder Du kanntest Deine eigenen Gefühle nicht."

„Darüber müßte sie im Klaren sein; es ist die reine Schwachheit, wenn sie es nicht ist. Und in diesen Fällen bedeutet Schwäche so viel wie Schlechtigkeit. Ihr Frauen tanzt mit Zündhölzern über Pulvermagazinen hinweg. Verzeihung, Fräulein Renderdine! Ihre Liebesangelegenheiten gehen mich nichts an, auch würde ich mir nicht einmal erlauben, davon zu sprechen, wenn Julius nicht zufällig mein Bruder wäre. Ich kenne ihn; Sie aber haben keine Ahnung seines Charakters. Wie ich vorhin zu Edna sagte, wenn Sie nicht vorsichtig sind, werden Sie sein Verderben sein."

„Werde ich das sein?" sagte Letty, ein Wenig erschrocken und etwas gerührt, denn es liegt in dem gerechten, heiligen Zorn eines braven Mannes etwas, das selbst die kleinlichsten Naturen überzeugt. „Vielleicht wird es so werden, doch in anderer Weise als Sie meinen, ich sagte es ihm, er wollte es natürlich nicht glauben. Ich wollte noch nicht sprechen, denn es ist noch lange nicht so weit, und ich weiß, ich thue etwas sehr Thörichtes, das ganz gegen meine Ansichten ist, aber er überredete mich dazu; dennoch — Nun Bruder

Will," und sie lachte, die Augen niederschlagend, „statt mich herabzusetzen und zu schelten, sollten Sie mir lieber vergeben und mich küssen, denn ich will Julius nicht Schaden zufügen. Ich habe versprochen, ihn zu heirathen — das heißt, wenn er im Stande ist, eine Häuslichkeit zu gründen."

Sie hielt ihre Hand mit einer allerliebsten bittenden Geberde hin, und ihre Augen glänzten durch einen feuchten Schleier, wahrlich selten hatte die schöne Letty so ächt mädchenhaft und lieblich ausgesehen.

William war erweicht. Mit warmer Herzlichkeit umarmte er sie und sagte, er sei erfreut, sie zweifach Schwester nennen zu können.

Edna flog Letty um den Hals, beinahe das Kind vergessend, und that was die Frauen ja stets bei solchen Gelegenheiten thun, besonders solche, welche die Herzen ihrer Mitschwestern nach den eigenen beurtheilen und eine wahre Liebe und glückliche Ehe für den höchsten Segen des Lebens halten — Edna weinte Freudenthränen.

Dann trat bei allen Dreien, wie nur natürlich nach einer so gewaltigen Aufregung, eine Art Reaction ein, hier vielleicht noch mit einem bangen Gefühle gemischt,

da Jeder nach dem ersten warmen Impulse fühlte, es bleibe noch eine gewisse Zurückhaltung; manches, das nicht besprochen werden konnte. Ueberdies waren sie durchaus nicht romantisch, wenigstens William und Letty nicht. Mit Edna war es anders. Der gütige Gott giebt manchen Naturen, besonders solchen, welche gerade kein allzu leichtes Leben vor sich haben, einen gewissen elastischen Keim, einen Sinn für das Edle, Heroische, Göttliche, den die Welt Romantik nennt, der aber, wie sie selbst nur zu gut wissen, die Macht ist, welche sie in Prüfung und Trübsal aufrecht erhält, sie für schwere Pflicht stark macht, sie tröstet und erhebt, wenn äußerliche Annehmlichkeiten und Glücksgüter sich ihnen so wenige bieten. Edna war eine solche „romantische" Natur. Man sah es schon im Ausdruck ihrer Augen. Ob es ihr zum Vortheil oder Schaden gereichte, wird ihr Leben zeigen.

„Mein Liebling, Du siehst so glücklich aus, als ob Du selbst die Braut wärest."

Sie lächelte, nahm ihres Mannes und ihrer Schwester Hand in die ihrige — der beiden ihr Theuersten auf der Welt — und warf einen liebevollen Blick auf ein kleines drittes Wesen, das ihr noch zu sehr ein Theil

ihres eigenen Lebens schien, um ihm eine besondere Existenz zuzuerkennen.

„Ja niemals gab es eine glücklichere Frau, als ich es heute Abend bin, mit Dir und Baby, und mit Letty und Julius, bei denen nun Alles geordnet. Ach, ich bin so froh!" und das Herz der Gattin und Mutter hüpfte vor Freuden bei der Vorstellung des Glückes, welches ihrer Schwester zu Theil werden sollte. „Ich weiß, Julius wird ein guter Gatte werden, nicht so wie mein William, so kann Keiner sein — aber doch sehr gütig und herzlich. Und Du, Letty, wirst seine Dame, seine Königin sein. Lacht nicht! Wir Frauen sind Königinnen, Königinnen und Mägde zugleich, und ebenso hoch stehend, wenn wir dienen, als wenn wir regieren. Nur wenn wir von unserem Thron herabsteigen und eitle Thörinnen und Harems-Sclavinnen werden, dann erniedrigen wir uns und unsere Gatten."

„Du sprichst Poesie, meine Liebe," sagte William, mit einem zärtlich beschützenden Blicke. „So muß ich die Sache wenden und Prosa und die Praxis zur Sprache bringen. Schwester Letty, darf ich fragen, wann Sie Julius heirathen werden?"

Letty wußte es nicht, hoffte aber bald, da sie einen langen Brautstand nicht mochte.

„Und worauf wollen Sie heirathen?“

„Das ist ja die schwierige Frage, über welche ich mit Ihrem Bruder disputirte, als Sie gerade eintraten.“

„Wie, schon jetzt?“ rief Edna erstaunt.

„Weshalb nicht? Es ist der wichtigste Punkt von der ganzen Sache; ich sagte ihm, da ich mein Leben lang arm gewesen und es sehr unbehaglich gefunden, würde ich niemals einen Mann in beschränkten Verhältnissen heirathen. Ich theilte Julius meinen festen Entschluß mit, nur wenn er in einer nicht zu langen Zeit ein ausreichendes festes Einkommen erwerben könne, wolle ich seine Frau werden, sonst müsse unsere Verlobung sich auflösen. Es sollte mir dies leid thun; denn ich mag Julius sehr gern, er ist schöner als irgend ein anderer Mann — und so sehr amüsant.“

Die Gatten wechselten einen erstaunten, ängstlichen Blick voll trauriger Vorahnung, dann, weil doch nichts zu ändern, kehrten sie das Ganze in einen Scherz um.

„Edna, mein liebes Weib, mir scheint, Du bist nicht die schönste Frau meiner Bekanntschaft.“

„Und Du nicht der amüsanteste Herr der meinigen.“

„Trotzdem kommen wir recht gut mit einander aus, wie Sie sehen, Letty; aber wir werden entzückt sein, wenn Sie und Julius uns noch übertreffen. Laßt uns rechnen; da die ganze Sache sich anscheinend doch im Gelde, in Pfunden, Schillingen und Pennie zusammenfaßt. Wie viel kann er im Jahr verdienen, ohne das zuzurechnen, was" —

„Was Ihr Jahrgeld an ihn beträgt, wenn Sie das meinen. Er sagte mir heute Abend, er werde es ferner nicht mehr von Ihnen annehmen."

„Ich meinte das nicht, bin aber erfreut, seinen Entschluß darüber zu hören. Kein Mann sollte heirathen auf das Geld Anderer dabei zählend. Wie aber will er ohne dasselbe auskommen?"

„Das ist ja meine Rede und ich möchte, Sie überzeugten ihn," rief Letty eifrig. „Es liegt ein Plan vor ihm, zu dessen Erfüllung ich ihn mit aller Macht bestimmen will; ja ich kann ihn gar nicht heirathen, wenn er das nicht thut."

„Was nicht thut?"

„Die Kunst aufgiebt und Geschäftsmann wird."

„Er ein Geschäftsmann — der solchen Beruf haßt!"

„Die Kunst aufgeben die er so liebt!"

„Ihr mögt Beide reden, was Ihr wollt," erwiederte Letty auf diese Ausrufe, „ich weiß doch, es wäre das Klügste. Ich habe es gesagt, und bleibe dabei. Er hat großartige Ideen, der arme Schelm, über all das, was er erreichen will, wenn wir verheirathet sind, wenn er mich als sein Modell — seine Begeisterung — seine Muse hat — ja, so sagte er, — aber ich entgegnete ihm, das sei alles Unsinn; ich würde an einem viel passenderen und besseren Platz als die Herrin eines hübschen, comfortablen Hauses stehen. Ich würde glücklicher sein, und er auch. Meinen Sie nicht, William?"

„Meine liebe Schwester, ich habe aufgehört, Meinungen und Ansichten in Betreff Ihrer und Julius' zu haben. Mir steht kein Recht zum Einspruch zu, ich kann Ihnen nur meine besten Wünsche bieten."

„Und Ihren Rath — bitte, geben Sie ihm Ihren Rath," rief Letty, mit mehr Angst und Eifer, als sie bis jetzt gezeigt. „Beweisen Sie ihm, wie thöricht er sein würde, Herrn Marchmont's Vorschlag zurückzuweisen, in sein Geschäft erst als gut bezahlter Buchhalter einzutreten, um dann als Compagnon aufgenommen zu werden."

„Hat Herr Marchmont ihm das wirklich angeboten? Ich wundere mich, das Julius mir das verschwieg!"

„Er theilte es mir erst heute mit, oder eigentlich erwähnte ich es gegen ihn, da ich es diesen Morgen gehört. Darauf hin dachte ich zum ersten Male ernsthaft daran, ihn zu heirathen."

Die unbeschreibliche Offenheit, mit der Letty ihre Weltlichkeit, ihre egoistischen Gesinnungen bekannte, entwaffnete oft die Empörung. Doctor Stedman konnte sich kaum eines Lächelns erwehren.

„Letty, Sie sind das sonderbarste Mädchen, das ich je kennen gelernt. Was Sie auch sonst sein mögen, der Heuchelei kann Sie Niemand anklagen. Sie wollen also, ich solle Ihnen helfen, meines Bruders ganzes Leben umzustürzen. Will er wirklich so wahnsinnig sein, dies für Sie, überhaupt für eine Frau zu thun?"

„Ich finde es nur vernünftig, und bin überzeugt, er wird es aus Liebe zu mir thun, er hatte es beinahe schon versprochen, als Sie eintraten."

„Nun das ist ein Trost; es war also kein Kuß, den ich belauschte — nur ein Abkommen."

„William, seien Sie ernsthaft!" rief Letty wirklich ärgerlich. „Können Sie nicht einsehen, welche prächtige Aussicht es für Julius ist? Herr Marchmont hat keinen Sohn — nur Lily" —

„Vielleicht machte er den Vorschlag in Rücksicht auf Lily, Sie deuteten einst an, sie möchte Julius gern."

„Nein, nein, das war ein Irrthum," erwiederte Letty, den Kopf zurückwerfend. „Julius wenigstens wird Lily nicht nehmen, — sie wird sich wohl nie verheirathen; denn trotz ihrer rothen Wangen hat sie die Schwindsucht."

„O, die armen Eltern!" rief Edna, in ihrer Beschäftigung mit dem Kinde innehaltend, um zuzuhören: „Vielleicht liebte sie wirklich Julius, und obgleich sie stirbt, wünscht sie ihm Gutes zu thun."

„Das ist wieder Deine romantische Auffassung der Dinge, Edna. Die Wahrheit ist, er hat ein solches Anerbieten erhalten; nimmt er es an, heirathe ich ihn, wenn nicht, so ist die Sache beendet. Und nun will ich zu Bett gehen."

Trotzdem zögerte Letty, ihre Geschwister betrachtend. Edna saß gegen ihren Gatten gelehnt, er hatte seinen Arm um sie und das Kind geschlungen, und sein ernstes und doch so weiches Angesicht blickte beschützend auf Beide nieder. Es war ein hübsches Bild, voller Bedeutung, die selbst Letty nicht entging. Die Natur, mit ihren süßen, menschlichen, heilig ernsten Rechten, trat an ihr Herz heran.

„Seid nicht böse auf mich! Ich weiß, ich bin nicht so gut, wie Ihr Beiden. Es ist mir unmöglich, die Dinge mit Euren Augen zu sehen. Aber ich will thun, was in meinen Kräften steht. Bitte, zürnt mir nicht!"

Auf ihre Kniee niedersinkend, legte sie ihre Wange auf Edna's Schooß, oder besser auf das schlafende Kind, und küßte dessen kleine Hände, die wie zusammengerollte Rosenblättchen da lagen. Gott weiß, was in des Mädchens Seele vorging; vielleicht war es eine echt weibliche Regung jenes mütterlichen Instinctes, der in manchen Frauen stärker als die Liebe zum Gatten ist, der schon vor dieser besteht und sie lange überlebt — oder möglich auch, daß sie der Gedanke plötzlich überfiel, wie sehr verschieden sie von ihrer Schwester sei, und auch wie weit entfernt von jener erst dem Himmel entstiegenen, unschuldsvollen Kindheit, auf die Niemand ohne Staunen und Ehrfurcht zu blicken vermag. Da kniete Letty, und mehr als eine Thräne fiel auf die kleinen, süßen Kinderhände und das weiße Röckchen — welches ihre eigene Arbeit — und es waren vielleicht die reinsten, edelsten Thränen, welche das schöne Mädchen je vergossen.

„Verlaß uns, William!" flüsterte Edna. Als die Thür sich hinter ihm schloß, nahm Edna die Schwester

in ihre Arme, wünschte ihr von Neuem Glück und sagte ihr, wie sie dieses Glück verdienen und erhalten könne, — wie geliebte Gattinnen dies aus eigener Erfahrung wissen. Wenn Letty auch nicht Alles verstand, so lauschte sie doch mit einem innigen, bewegten Ausdruck, und als die Beiden sich für die Nacht trennten, fühlten sie sich als Schwestern enger verbunden, wie je früher im Leben.

William folgte seinem ersten Impulse, ergriff seinen Hut, und so spät es war, begab er sich in seines Bruders Wohnung.

Es war noch Dämmerung draußen; durch die balsamische Sommernacht flöteten die Nachtigallen ihre langgezogenen Töne und süßen Weisen, wie sie vor zwanzig Jahren in den Bäumen von Holland-Park sangen. In der Hochstraße von Kensington flammten die Gaslaternen noch, denn es war Sonnabendnacht, und an der elend und ärmlich aussehenden, gaffenden Volksmenge vorbei, kam eine lange Reihe prächtiger Equipagen von einer Gesellschaft aus dem Palaste daher. Doctor Stedman blickte gleichgültig hinein auf die schönen Gesichter und blitzenden Diamanten der Damen und dachte an die kleine, zarte Gestalt daheim im traulichen Stübchen und an das süße auf ihrem Schooße schlafende

6*

Kind. Das Herz des Gatten und Vaters schlug schneller vor Freude. Er hat das Leben des Lebens gekostet und nannte das höchste Erdenglück sein, ihn konnte dieses Schaugepränge kalt lassen.

Mit schnellem Schritt trat William in seines Bruders Zimmer — halb Wohn=, halb Studirstube — ein schönes Gemach in einem anständigen Hause, das aber stets mit, wie der Doctor es nannte, „künstlerischem Kram" angefüllt war. Bis jetzt hatte Julius' Sinn für Schönheit und Schicklichkeit immer noch Ordnung in das Wirrsal gebracht; nun aber war dies vorbei. Gänzliche Vernachlässigung und Unordnung war jetzt der Charakter des Zimmers. Sein Bewohner saß allein, nicht einmal rauchend, obgleich ein starker Geruch von Tabak die Luft erfüllte, am Tisch; die Arme verschränkt, den Kopf darauf gelegt, war er entweder so in Gedanken versunken oder eingeschlummert, daß er nicht einmal das Oeffnen der Thür bemerkte.

„Holla, alter Junge, was ist Dir? Ein hübscher Anblick, nachdem ich noch in die dunkle Nacht hinein gestürzt bin, um Dir Glück zu wünschen."

„Mir Glück wünschen!" rief Julius aufspringend,

während seine Augen wild flammten. „Was meinst Du damit?"

„Was meinst Du, Du alter böser, verstellter Mensch, der nicht einmal seinem Bruder mittheilte, was dieser so gern hört? Sie hat gebeichtet."

„Was sagte sie?"

William lachte; obgleich ihn die fortdauernde Zurückhaltung ein Wenig ärgerte, bis der Ausdruck von Todesangst in Julius' Gesicht ihn erschreckte.

„Spaße nicht mit mir, Will, sprich, was sie gesagt hat — was sie eigentlich denkt. Denn ich schwöre Dir zu Gott, ich bin nicht klar geworden, ob sie mich heirathen will oder nicht. Ich weiß nur was geschieht, wenn sie es nicht thut" — Er lachte heiser und machte mit dem Munde einen scharfen, schrillen Ton, gleich dem Knacken eines Pistoles.

„Sei kein Narr!" rief William ärgerlich; dann klopfte er ihn auf die Schulter, und fuhr milder fort: „Natürlich sind wir Männer einmal im Leben alle närrisch um eines Mädchens willen. Aber Kopf hoch, Deines Herzens Wunsch wird erfüllt. Letty sagte klar und deutlich zu Edna und mir, Ihr wäret verlobt, um Euch zu heirathen."

Höchst wahrscheinlich war Julius zu einer solchen Höhe der Aufregung und Verzweiflung gekommen, daß bei diesem plötzlichen Umschwung seine Beherrschung ihn ganz verließ. Er warf sich in einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte wie eine Frau oder ein Kind. In ihm war stets etwas von beiden Naturen, und sollte es bis zum Tode bleiben.

William trat zum Fenster. Wenn der junge Mann Jemand Anders gewesen und sich so benommen — aber während seines ganzen Lebens hatte er Julius stets eine besondere Stellung zuerkannt und ihm voll zärtlichster Liebe mehr nachgesehen als Anderen. Der Ausdruck leichter Geringschätzung schwand aus des Doctors Gesicht, das nur ernst und traurig blieb; dann legte er wieder sanft seine Hand auf seines Bruders Arm und sagte ermunternd:

„Sei doch vernünftig, Julius! Dies ist nicht die Art, wie man ein neues Leben beginnt; denn Du fängst es jetzt von Neuem an, wie jeder Mann, der im Begriff steht, zu heirathen. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, und so auch Edna."

„Dank Euch Beiden!"

Die Brüder schüttelten sich herzlich die Hände, und

ohne mehr Gefühlsaufwand erfaßte William sogleich die praktische Seite der Sache, fragte Julius nach seinen Plänen und besonders nach dem Anerbieten des Herrn Marchmont, das fast zu außergewöhnlich schien, um wahr zu sein.

„Ja, es verhält sich so. Setze Dich, ich will Dir Alles erzählen."

Mit einem gewissen schüchternen Zögern, das für ihn sprach, vertraute Julius seinem Bruder einen dieser Romane des wirklichen Lebens, die, wenn wir Autoren sie mit unseren Schöpfungen vergleichen, derartig sind, daß, wollten wir Aehnliches erfinden und schreiben, wahrscheinlich Niemand uns lesen würde.

Das Kind des reichen Kaufmannes hatte eine unbezwingliche, verzweifelte Liebe zu dem armen Künstler gefaßt, und hing daran mit einer Treue, die, weil sie verborgen bleiben mußte, an den Wurzeln ihres Lebens zehrte. Die fröhliche, rosige Lily Marchmont ging dem Tode entgegen, an gebrochenem Herzen sterbend. Wie weit Julius zu tadeln, konnte Niemand sagen, er erklärte schuldlos zu sein und ihr niemals ein Zeichen von Liebe gegeben zu haben, ja, ihm sei nicht einmal der Gedanke an eine Liebelei gekommen. Als die Eltern

endlich ihres sterbenden Kindes Geheimniß entdeckten und in ihrem Jammer, geleitet durch die Hoffnung, ihre einzige Tochter zu retten, dem jungen Manne deren Hand antrugen, wies er sie zurück. Jedenfalls handelte Julius recht, er war zu ehrenhaft, um ein Mädchen so zu erniedrigen, sie aus reinem Mitleid, ohne einen Funken von Liebe zu heirathen.

„Du thatest das Rechte," sagte William energisch. „Und das Alles ging vor, und Du verriethest nichts? Wie viel mußt Du gelitten haben, mein armer Julius!"

„Denke hierbei nicht an mich! mir liegt das sterbende Mädchen viel mehr im Sinn. Armes junges Wesen! Gott verzeihe mir den Schmerz, den ich ihr leider, wenn auch unfreiwillig, bereitet!"

Hätte Lily Julius in diesem Augenblick gesehen, so möchte sie vielleicht ihr Loos etwas weniger bitter gefunden haben.

„Kennt sie Deine Liebe zu Letty?"

„Ja, ich erzählte ihr Alles, klar und treu. Es war das Beste, Redlichste, was ich thun konnte. Doch bedeutet es nicht mehr viel; Lily ist dem Tode nahe. Ehe sie aber stirbt, will sie meine Zukunft gesichert sehen, indem ihr Vater mich hier oder in Calcutta in sein

Geschäft aufnehmen soll, erst als Buchhalter mit steigendem Gehalt und dann als Compagnon. Das gute Mädchen bestimmte Alles, und dann kam ihr Vater zu mir und bat mich dringend, in den Vorschlag einzuwilligen. Ich dachte natürlich nicht eine Minute daran; bis sie Letty in's Vertrauen zogen, und diese mich zur Annahme überredete. Sie macht sich keine Scrupel über die arme Lily."

„Und diese?"

„Lily denkt nur an Letty, das heißt durch mich an sie. Ein treues, edles Herz! Sie sagt: „sie wünsche, ich solle mit Letty glücklich sein, wenn sie gestorben sein werde. Ach, es ist eine verkehrte Welt!"

William dachte das Gleiche. Er sah die einst so frische, rosige und fröhliche Lily vor sich, deren Erzieherin Edna gewesen und die zuweilen in ihr Haus gekommen, weil seine Frau sie lieb hatte — nun war sie dem Tode nahe, der reichen Eltern einzige Freude konnte durch nichts gerettet werden. Er blickte auf Julius, dessen hohles Gesicht kaum das so lang ersehnte Glück erhellen konnte, dachte an sein heutiges Gespräch mit Letty und wie sie es fast als ein Mißgeschick betrachtet, seinen Bruder zu heirathen, während Lily an der Liebe

zu ihm starb, und die seltsamen Widersprüche des Lebens traten lebhaft vor ihn hin. Aber vielleicht waren die Contraste nicht so groß, als sie schienen. Wer weiß, ob die verschleierte Zukunft nicht eine Zeit barg, da Lily Marchmont in ihrem stillen Grabe glücklicher war, als Letty oder Julius.

Doch solches Vornehmen und Voraussehen ist nutzlos, — sogar unrecht. William erhob sich.

„Jetzt muß ich gehen; meine Frau wird kaum wissen, wo ich bleibe. Ja, Du hast nicht Unrecht, es ist eine sonderbare Welt; wir müssen aber suchen, das Beste aus ihr zu machen. Du kommst natürlich morgen zum Frühstück?"

Julius schwankte.

„Thorheit, Du kommst. Letty erwartet Dich!"

Wie sein Gesicht plötzlich strahlte. Armer Mensch! Das war wenigstens etwas Sicheres, in all der Unklarheit; Julius liebte sie wahr, treu, hingebend — solche Liebe ist für keinen Mann ein Nachtheil.

„Du bist ja bis über die Ohren verliebt" — rief William lächelnd. „Weshalb sprachest Du nicht eher mit mir?"

„Wie konnte ich reden, wo nichts zu sagen war,

als daß ich fast den Verstand verloren? Sie erhielt mich in einem Zustande, ähnlich dem, in welchem vielleicht Tantalus, Ixion oder einige anderen dieser armen Geister sich befunden haben, die ich hier zu malen versucht. Ich müßte Erfolge erringen mit Darstellungen aus der Hölle — die letzten sechs Monate bin ich darin gewesen."

„Nun bist Du heraus, mein alter Junge, so sei froh und vergiß die Qualen. Bald wird Alles wieder gut sein. Ein Mann ist nur ein halber Mensch, ehe er verheirathet ist, dann aber kann er der ganzen Welt trotzen. Das ist meine Ansicht, meine Erfahrung. Jetzt aber nach Hause — gute Nacht!"

---

## Neunzehntes Kapitel.

Julius nahm Herrn Marchmont's Anerbieten an, und hierauf verlobte sich Letty mit ihm. Das heißt immer noch bedingungsweise ihm versprechend, sie wolle ihn heirathen, sobald sein Einkommen einen behaglichen Hausstand gestatte. Welche Summe sie dazu erforderlich halte, und wann sie ihn zu heirathen gedenke, zu bestimmen, schlug sie ab, ebenso wünschte sie, daß die Verlobung geheim gehalten werde; sie meinte, man wisse nie, was dazwischen kommen könne, und dann würde das Ganze so sehr unangenehm sein.

So wurden sie also versprochen — und zwei Tage darauf starb Lily Marchmont; sanft, ruhig und glücklich ging sie in jene Welt, der ihr langes Leiden sie näher

gebracht. Edna, ihre frühere Erzieherin, war an ihrem Sterbebett ihr zur Seite, und betrauerte sie lange und tief.

Auch Julius war tief bewegt. Selbst in dem Rausche seines neuen Glückes sah er blaß und trübe aus und während er den anbetenden Liebhaber spielte, kamen Anfälle von Düsterheit über ihn, die Letty durchaus nicht verstehen konnte und die sie recht ärgerten. Ohne Zweifel war sie sehr stolz auf ihn und seine guten Aussichten für die Zukunft; der Beruf eines Künstlers hatte ihr niemals zugesagt, wie hätte er jemals die Mittel hergegeben, um ein hübsches Haus in guter Gegend zu erwerben, das ihr eigen zu nennen nun einmal ein unbezwingliches Verlangen war, und das sie in ihren Gedanken täglich mindestens einige Male einrichtete, bald diese, bald jene Ausstattung vorziehend. Auch ihre künftige Equipage beschäftigte sie sehr, und es machte ihr schon allerlei Schwierigkeiten, zu entscheiden, ob es ein Brougham oder eine Britzka sein solle, was Julius leider ganz gleichgültig war. Aber alle diese Herrlichkeiten winkten nur erst aus der Ferne; sein gegenwärtiges Einkommen, dreihundert Pfund, war nach Letty's Ausspruch nicht genügend, um zu heirathen.

So lebte sie in ihres Schwagers Hause weiter, während Julius in seiner Wohnung nahebei blieb, aber sie kamen täglich zusammen und hätten die Tage ihrer jungen Liebe so recht genießen können, jene Zeit, in der ruhelose Herzen Kraft gewinnen, und treue, starke Seelen sich inniger an einander schließen, manche gute Lehre empfangend in der Geduld und Vergebung, der Beherrschung und Selbstverleugnung, die ihnen Heil bringen kann für ihr ganzes übriges Leben.

Diese Beiden waren aber gerade kein sehr glückliches und für Andere erquickliches Brautpaar. Sie „schliffen sich nicht an einander ab," wie William dies verlangte, ohne ein Dazwischentreten und Ausgleichen der sympathetischen Edna; zu der sie — arme kleine Schwester — stets mit ihren endlosen kleinen Zwistigkeiten kamen, um sie natürlich zu verlassen, so wie diese beigelegt. Es war ganz ersichtlich, daß Julius Letty noch ebenso heiß liebte, wie früher, was bei all den wirklich oft recht einfältigen Dingen, die sie that und sprach und bei dem wenigen Verständniß, welches zwischen ihnen waltete, Edna überraschte. Doch tröstete sie sich mit der gewöhnlichen Entschuldigung, daß der Geschmack verschieden ist, und daß Menschen, die auffallende Gegensätze nach

außen bieten, unter einander doch wieder so viel Zusammenpassendes finden, daß sie zuletzt sehr gut auskommen.

„So wird es hoffentlich auch mit Letty und Julius werden," wiederholte Edna zum vielleicht zwanzigsten Male, indem sie ein Gespräch mit ihrem William beendete, der einzigen Person, mit der sie ja über die Sache sprach. „Mein Lieber, welches Glück, daß Jeder oder Jede die getroffene Wahl für die beste hält und Keiner des Anderen Mann oder Frau haben möchte!"

William lachte, aber als er die ernsten, unschuldigen Augen seines Weibes küßte, so rein und klar wie die ihres Kindes, dankte er Gott für die Sicherheit seines Looses, gerade weil ihn das Ungewisse in Julius' Zukunft mit Angst erfüllte.

Doctor Stedman war kein poetischer Optimist, kein blinder Träumer, nur ein gewöhnlicher, redlicher Mann, der in der geschäftigen Welt treu mitarbeitete, mit offenen Augen, wie die eines Arztes sein müssen, für all das Elend und die Sünde ringsumher, doch nicht davor zurückbebend; fest ging er dahin durch Schlimmes und Gutes hindurch, wie sein Beruf es mit sich brachte, mit einem reinen, braven Herzen, vom Bösen unberührt,

wie ein redlicher Mann es kann. Aber da er so große Lebenserfahrung besaß und nur zu tief in die Dinge hineingeblickt, fürchtete er um so mehr für seinen Bruder.

In den ersten Monaten seines Verlöbnisses schien Julius glücklich. Er hatte seines Herzens heißen Wunsch erreicht, und er war jung genug, um noch voll Hoffnung auf eine schönere Erfüllung harren zu können. Sein veränderter Beruf mißfiel ihm nicht geradezu. Entweder war er der Kunst mit ihren unsicheren Erfolgen etwas satt, oder vielleicht übte auch das Regelmäßige, Stetige des Geschäftslebens eine beruhigende Wirkung auf seine erregte Natur; er gelobte, daß seine Tage der „Irrfahrten" vorüber wären, und bildete sich zu einem richtigen City-Mann aus, der pünktlich kam und ging. Täglich konnte man Abends acht Uhr die kleine, zierliche Gestalt schnell um die Ecke biegen und nach Doctor Stedman's Haus gehen sehen, wo dann Julius' lautes Klopfen durch die Abendstille tönte. Dann steckte er sein lächelndes Gesicht durch die Thür des Gemaches — das einst ein Empfangszimmer, dann Eßstube gewesen und nun Edna's und des Kindes Reich war, und sprach einige freundliche scherzende Worte, bald aber sprang er die Treppe hinauf, drei Stufen mit einem Male, zum

Wohnzimmer hin, wo Letty hübsch angezogen und immer lächelnd seiner harrte.

Es waren oft sehr angenehme Tage, die des Brautstandes, und die Verlobten gewährten, wenn sie in guter Stimmung waren, einen erfreuenden Anblick, Beide so schön, so fröhlich und liebenswürdig. Aber es kamen auch schlimme Zeiten — sie kommen früh genug bei jeder Liebe und in jedem Leben — und dann hatte Edna einen schweren Stand. Trotzdem hoffte sie, bei ihrem festen Glauben an die veredelnde Macht der Liebe stets das Beste und ertrug Alles mit gutem Muth; immer auf ein glückliches Ende bauend.

Dieses Ende schien nach sechs Monaten des Liebeslebens gerade noch so weit entfernt wie Anfangs, bis eine unvermuthete Wendung die Angelegenheit zu einer Krisis brachte.

An einem Abend im Januar kam Julius „ganz in dunkle Wolken gehüllt," wie Letty es nannte — in einer dieser düsteren Stimmungen, denen er so leicht unterworfen war; um ihnen zu entgehen, suchte seine Braut stets den Familienkreis auf und nähte dann mit einer Emsigkeit, als bemerke sie gar nicht die traurigen, leidenschaftlichen, flehenden Blicke, welche jeder ihrer Bewe-

gungen folgten. Sie war an seine Anbetung gewöhnt, dieselbe hatte den Reiz der Neuheit verloren; und das einfältige Mädchen achtete das gering, was manche Andere — zum Beispiel Lily Marchmont, — als Gold betrachtet haben würde, als einen Reichthum, genug um zweier Menschen Leben zu beglücken.

Letty nähte und nähte, ganz beschäftigt mit ihrem weißen Tarlatankleide, und den rosa Schleifen.

„Und zuletzt wird es in solchem jämmerlichen Miethwagen doch verdorben werden. Wie ärgerlich! Will, werden Sie niemals eine Equipage anschaffen?"

„Sie würden keinen großen Vortheil davon haben, Letty," erwiederte William fast mürrisch; denn hinter seinem Zeitungsblatt sah er oft mehr, als man vermuthete. „Mir scheint, Sie werden nicht immer mit uns leben."

„Es sieht doch beinahe danach aus."

Julius zuckte zusammen. „Das ist nicht meine Schuld, Letty, Du weißt es wohl. Darf ich William und Edna erzählen, was ich Dir gestern mittheilte, und ihre Meinung erfragen?"

„Wie es Dir beliebt, doch richte ich mich nach keiner anderen Ansicht. Ich sagte und wiederhole es heute,

fünfhundert Pfund Sterling das Jahr ist Armuth — reine Armuth. Sieh Edna an, meines Wissens hat sie in den ganzen letzten sechs Monaten kein neues Kleid gehabt."

„Weil sie keines brauchte," erwiederte Edna hastig.

„Nun, Julius, Ihre Neuigkeit! Hat Herr Marchmont Ihr Gehalt erhöht? Er sagte mir, er wolle es thun, Sie wären so sehr gescheidt, hätten sich so schnell in die Geschäfte hineingefunden und würden es weit bringen."

Julius schüttelte betrübt den Kopf. „Er denkt so, — Letty nicht. Sie will sich mir nicht anvertrauen, nicht einmal mit dem doch schon recht hübschen Einkommen von fünfhundert Pfund."

„Nein," sagte Letty, ihren schönen Mund zusammenpressend, mit dem harten Ausdruck, den er zuweilen annahm. „Ihr mögt Alle predigen, wie Ihr wollt, ich finde mich doch nicht in so dürftige Verhältnisse, ohne die doppelte Summe für unseren Lebensunterhalt heirathe ich nicht."

„Dann mögen wir uns nur lieber gleich trennen," rief Julius heftig.

Letty hielt im Nähen inne, wandte sich mit einem ruhigen Lächeln zu ihrem Verlobten und sagte kalt:

„Wahrlich, mein lieber Julius, ich denke zuweilen, es wäre das Beste, was wir thun könnten.“

Der junge Mann antwortete nichts. Seine Lippen wurden weiß vor tiefer Gemüthsbewegung; sein Aerger schwand, und er war nahe daran, sich wieder vor Letty in den Staub zu werfen.

„Letty, wie kannst Du so sprechen,“ flüsterte Edna ihr im Vorübergehen zu. „Man sollte glauben, Du liebtest ihn gar nicht.“

„O ja, ich thue es dennoch,“ erwiederte Letty laut und nachlässig, während sie all ihre Aufmerksamkeit der letzten rosa Schleife widmete. „Aber er kann, ohne zu murren, etwas länger auf mich warten. Er ist gar nicht so elend, wie er sich immer anstellt — er hat eine hübsche Wohnung, und eine Menge Freunde.“

„Sei vorsichtig! Besser wäre es, mich nicht wieder an meine Freunde zu weisen.“

„Weshalb, Julius? Waren sie so sehr“ —

„Mögen sie sein, wie sie wollen — ich habe mich von ihnen getrennt; bewahre Du mich davor, wieder zu ihnen zurückkehren zu müssen. Theuerste, wenn Du

mich retten willst, laß mich an Deiner Seite bleiben. Sei mein und mache mich besser, Du meine Letty, meine einzige Liebe!"

Die letzten Worte wurden geflüstert, eine leidenschaftliche, flehende Bitte, wie ein Mann sie zuweilen an die Frau richtet — ein Ruf um Beistand, Kraft, Erlösung, wie sie und sie allein diese ihm zu bringen vermag. Aber dieses Mädchen hatte für den Herzensschrei nur taube Ohren, ihn weder beachtend, noch verstehend.

„O, mein Kleid — mein schönes, neues Kleid — Du trittst darauf — verdirbst es! Julius, geh fort!"

Er trat angenblicklich zur Seite.

„Verzeihung!" und seine frühere sarkastische Miene kehrte wieder. „Ich sollte daran gedacht haben, daß einer Frau Hauptinteresse im Leben Kleider sind."

Als Letty sich erhob, um das Zimmer zu verlassen, warf er sich zwischen sie und die Thür.

„Habe ich Dich gekränkt? O sage, daß Du mir nicht böse bist! Es wird mich tödten, wenn Du mich im Zorn verlässest. Letty, ich will arbeiten — sclavenmäßig arbeiten — Dir Alles zu verschaffen, was Du verlangst."

„Ich verlange nur, jetzt noch nicht zu heirathen, nicht eher, als bis Du mir ein gemächliches Loos bieten kannst," erwiederte Letty in beleidigtem Tone. „Du quälst mich so sehr," (was vielleicht nicht abzuleugnen war,) „und es ist schwer für mich, dies zu ertragen."

„Schwer zu ertragen!" Heftig und plötzlich fügte Julius hinzu: „Willst Du mich los werden? Es giebt einen Weg. — Nein, nicht diesen," als er Letty's Schreck bemerkte. „Solcher Narr bin ich nicht, wenn ich es auch öfter gesagt. Und der andere Ausweg würde fast ebenso sicher sein. Herr Marchmont will mir jährlich tausend Pfund geben — Dein großes Streben, Letty — wenn ich gleich auf zehn Jahre nach Indien gehe."

„Nach Indien — auf zehn Jahre!" rief Edna. O, Julius, Sie können doch an etwas so Schreckliches nicht denken!"

„Finden Sie es so furchtbar, meine kleine, gütige Schwester?" fragte Julius innig. „Was aber sagt meine Letty dazu?"

Diese hatte sich schnell umgewandt, im Begriff zu reden; als Edna sprach, zog sie sich etwas beschämt zurück.

„Natürlich, wie Edna sagt, würde es in mancher Hinsicht schrecklich sein, besonders Anfangs, aber Du würdest Dich daran gewöhnen. Und bedenke, wenn Du Dein Glück machtest, reich würdest, wie es Herr Marchmont ward, und Leute, die nach Indien gehen, gewöhnlich werden.“ —

„Du würdest meinen Wohlstand theilen? Oder“ — eine neue Idee schien den verzweifelten Liebhaber zu erfassen — „Du würdest mir vielleicht schon helfen, ihn zu erwerben. Sage, wenn ich nach Indien gehe, begleitest Du mich?“

Letty blickte ernst nieder. „Vielleicht — ich weiß nicht. Ich hatte stets eine Vorliebe für Indien, wo man in einem Palankin getragen wird, und eine Fülle von Diamanten und schöünen Shwals besitzt. Ja, vielleicht ließe ich mich überreden, einst hinzugehen.“

Julius bedeckte ihre Hände mit zärtlichen, dankbaren Küssen, und Letty gestattete es, daß er sie zum Kamin zurückführte, wo die Sache im Familienrathe überlegt wurde.

Doch Letty, zum ersten Male in ihrem Leben einen eigenen Willen zeigend, entschied die Frage. In einer dieser seltenen Anfälle von Entschlossenheit, die schwache,

unselbstständige Charaktere auch zuweilen haben, hatte sie sich überredet, es sei das Beste für sie und Julius, nach Indien zu gehen. „Für **sie** und Julius.“ Ihr unbewußtes Stellen der Worte gab den Schlüssel zu Allem.

Julius war es ganz gleich, wo er war, an welchem Ende der Welt, vorausgesetzt, daß er Letty bei sich hatte, Letty, die ihm ganz gehörte. Ja, er überließ sich sogar einem Ausbruch ungestümen Entzückens, sie so ganz für sich allein zu haben, fern von Verwandten und Freunden in den geheimnißvollen Regionen der Fremde. Er befand sich in dem Zustande, da die Leidenschaft schon fast bis zur Monomanie gestiegen, jedes andere Gefühl verdrängt und Alles bestimmt. Nachdem die Angelegenheit bis um Mitternacht von allen Seiten besprochen und beleuchtet worden war, kam er am nächsten Abend zu seiner gewohnten Stunde mit den kurzen Worten: „Ich habe es gethan.“

„Was gethan?“ fragte Letty.

„Das, was ich nach Deinem Wunsche thun sollte. Ich habe mit Herrn Marchmont Alles eingeleitet zu meinem Abgange nach Calcutta. Jetzt, meine Geliebteste, mußt Du gleich Deine Vorbereitungen beginnen.“

„Vorbereitungen, wozu?“ fragte Letty unschuldig.

„Für unsere Verbindung. Wir müssen in drei Wochen heirathen und abreisen — nur noch drei Wochen. O, meine Letty, meine Letty!“

Er schloß sie in seine Arme, fast sinnlos vor Freude. Letty aber schob ihn zurück, kurz versichernd: „Sie denke nicht an Dergleichen. So schnell wolle sie nicht verheirathet sein — wie sollte sie ihre Sachen fertig und in Ordnung haben. Sie hätte das nie versprochen — nie. Wenn er ginge, müsse er allein gehen.“

Julius stand sprachlos — fast starr.

„Was habe ich gethan?“ rang sich endlich aus seiner Brust. „O, Edna, Edna!“ Denn als diese sah, wie er todesblaß wurde, war sie aufgesprungen und hatte seinen Arm erfaßt: „Edna, das kommt davon, wenn man einer Frau traut!“

Dann folgte einer jener sich nur zu oft wiederholenden Auftritte — voller Bitterkeit, Versicherungen, Bitten und Vorwürfen, die damit endeten, daß Letty weinte und Julius in Verzweiflung gerieth. Edna mischte sich nicht hinein. Die Verlobten vergaßen bei solchen Scenen fast ihre Gegenwart; und wie konnte hier auch ein Dritter helfen. Edna war nur froh, daß William, der

weniger Geduld als sie hatte, nicht zugegen war. Aber sie zitterte, wenn sie an die Zukunft dieser Beiden dachte, welchen die Liebe nicht zu einem Segen, sondern zu einer Qual und Bürde, ja fast zu einem Fluche wurde. Wenn dies schon vor der Heirath so war, wie mußte diese Ehe werden?

Für den Augenblick schwieg der Sturm. Zum ersten Male hatte Letty ihre Macht überschätzt. Selbst in diesem Armida-Garten, in welchem sie ihn fest hielt, suchte der arme Rinaldo nach seiner früheren Rüstung und sträubte sich unter den Rosenketten.

„Jedes Reden ist nutzlos, ich muß reisen und zwar mit dem nächsten Schiffe. Ich versprach es Herrn Marchmont, und ich halte mein Wort. Thue ich nicht recht, Edna?" fragte er, zu dieser tretend.

Sie reichte ihm ihre Hand. „Ja, Julius, Sie handeln recht."

Als Letty bemerkte, wie ihr Scepter ihr zu entschlüpfen drohte, gab sie ein Wenig nach und sagte in klagendem Tone:

„Ihr seid recht unfreundlich gegen mich. Wie kann ich in so kurzer Zeit zu solcher weiten Reise fertig sein? Zu heirathen und dann hier zurück zu bleiben, wie

Julius vorschlug, wäre gar nicht nach meinem Sinn. Wenn er erst gehen und Alles dort hübsch einrichten möchte, so könnte ich in sechs Monaten — oder einem Jahre nachfolgen. Unter sicherem Schutze thun junge Damen es öfter."

„Wolltest Du das? O, mein Herzensliebling, wolltest Du mir wirklich ganz allein nachkommen?"

Julius, wieder in einem Meere von Wonne schwimmend, willigte in Alles, wenn er sie nur je sein nennen konnte.

Die Angelegenheit ward entschieden, und da Letty ihren Willen durchgesetzt, war sie holdselig und liebreich zu ihrem Verlobten, der an jedem ihrer Blicke und Worte hing; so daß die kurze Zeit vor der Abreise die glücklichste ihres Brautstandes war.

Dabei war Letty's Freundlichkeit aufrichtig; denn erstens hatte sie die grenzenlose Hingebung ihres Verlobten doch gerührt, und dann erheben sich die Menschen oft bei einer Krisis zu einem höheren Selbst und manche Liebe, welche in dem ruhigen, alltäglichen Leben ganz flach und oberflächlich sein würde, wird in der Stunde, der Trennung groß und heroisch.

Es war der letzte Abend, den Julius in der Heimath

an einem englischen Kaminfeuer verbrachte, natürlich in seines Bruders Hause; denn er erklärte, außer diesem Kreise gäbe es nicht eine Seele, der er Lebewohl sagen möchte. Sein Herz schien nicht gebrochen, die Aufregung des schnellen Schrittes und die Hoffnungen für die neue Laufbahn nahmen dem Schmerz den Stachel. Doch ließ er Letty's Hand nicht aus der seinen, und blickte unaufhörlich in ihr Gesicht, mit jenem leidenschaftlich innigen, bewundernden Blicke des Künstlers und des Mannes, der nie der Schönheit dieser Züge satt werden konnte. Jetzt trugen sie einen Ausdruck von Weichheit und Zärtlichkeit, welcher das Scheiden weniger zu einem Kummer als zu einem hoffnungsvollen Entzücken machte.

Auch William und Edna waren nicht sehr betrübt. Ihre lange Sorge, die fortwährende Angst um diese Beiden schien nun zu Ende, die Zukunft sah vielversprechend und hell aus, und sie tadelten die Liebenden nicht für ihre etwas selbstsüchtige Freude darüber. Sie wußten ja — und Niemand fühlte es besser als diese glücklichen Gatten — daß die, welche sich durch die Ehe verbinden wollen, einander Alles sein und fröhlich zusammen in die weite Welt gehen wollen, wobei ihnen die Trennung von den Anderen nur gering erscheinen kann.

„Ja, ich bin froh, daß Du gehst," sagte William zu seinem Bruder, „sehr froh. Deine Gesundheit wird sich, wenn Du Dich in Acht nimmst, in dem warmen Klima festigen. Und dann hast Du ja auch eine Frau, die für Dich sorgen und Dich zur Vorsicht ermahnen wird. Es wird Dir schon gut gehen, vielleicht kommst Du als Nabob zurück, ehe die zehn Jahre vorüber sind. Und obgleich ich dann alt und grau sein werde, wenn ich Dich wiedersehe, mein Junge, so bin ich doch froh, daß Du reisest."

So sprach er, ermunternd und zuversichtlich, um sich und den Anderen den Muth aufrecht zu erhalten, während die letzten Stunden dahin flogen. Edna saß hinter der Theeurne an ihrem gewohnten Platz, und Julius half ihr beim Herumreichen der Tassen und erwies ihr jene kleinen Dienste, die er ihr so oft geleistet. Er gab sich viel Mühe, recht gütig und freundlich gegen sie zu sein und ihrem Kinde Aufmerksamkeiten zu erweisen, das, um die Mutter nicht fern zu halten, gegen die Gesetze mit der Wiege in ein Eckchen des Wohnzimmers gebracht worden war, wo es zur Feier des Abends am besten dadurch beitrug, daß es fest schlief.

„Der liebe, kleine Mann! er wird schon ein tüchtiger

Bursche sein, wenn ich ihn wiedersehe. Ich hoffe, Edna, er wird ein besserer Mensch werden, als sein Namensvetter war. Und doch" — Julius wandte sich mit strahlendem Gesicht um — „kein vorzüglicherer Mann als ich jetzt werden will, mit ihrer Hülfe."

Letty lächelte lieblich, bedeutungsvoll und zufrieden wie immer.

Sie saß neben ihrem Verlobten und sah reizend aus; sie sprach wenig, ab und zu gab sie nur einen sehr ernsten Rath über praktische Dinge, welche Art von Haus — sie glaubte, man nenne es Bungalow, — er nehmen solle, wie viel Diener und Pferde sie halten wollten und Anderes. Sie schien sich über diese Angelegenheiten sehr genau unterrichtet zu haben. Letty versprach treu und zärtlich ihre „Sachen," welche ihre einzige Sorge schienen, unverzüglich in Ordnung zu bringen, damit sie mit der ersten passenden Gelegenheit folgen könne; und sie bat Julius, ihr jede Einzelnheit über Calcutta zu schreiben, und sie von Allem zu unterrichten, was ihre Reise erfordere. Doch nicht einmal sagte sie, wie es manches andere liebende Mädchen gethan haben würde: „Nimm Dich selbst in Acht, bedenke, daß Du mein höchstes Glück bist!"

So verging in der fremdartigen „Unwirklichkeit," welche allen Scheidestunden eigen, der letzte Abend, gerade als ob jeder folgende ihm ganz gleich sein müßte; und das ernste und fröhliche Gespräch am behaglichen Kamin sich morgen wiederholen würde. Und doch konnte es nicht so sein; keines Menschen Macht vermochte es zu fügen, daß diese vier Personen gerade wieder so bei einander sitzen würden.

Doctor Stedman sah nach seiner Uhr; es war die höchste Zeit zum Aufbruch, um den Zug nach Southampton zu erreichen, von wo aus sich Julius am folgenden Morgen einschiffen wollte.

„Ich werde Deinen Mantelsack für Dich schließen, mein lieber Junge, Du konntest es nie selbst, schon damals nicht, als wir noch in der Schule waren. Komm Edna und hilf mir!"

Edna folgte dem Gatten. Als sie sich über ihn beugte, während er den Mantelsack zumachte, küßte sie leise seine Schulter. Er wandte sich um, den Kuß erwiedernd; Beide fühlten wie in Momenten schweren Kummers gleich diesen alle glücklichen Gatten empfinden müssen, den einen großen Segen, daß nichts als der Tod sie scheiden kann.

„Julius, bist Du bereit?“ rief William außen vor der Thür des Zimmers; und bald darauf erschien sein Bruder an Letty's Seite. Sie sah blaß aus und weinte; den Ausdruck in Julius' Gesicht, den Blick seiner Augen konnten William und Edna ihr Leben lang nicht vergessen,

„Es ist keine Minute mehr zu verlieren,“ sagte Edna. indem sie ihre Arme um ihres Schwagers Hals schlang und ihn innig küßte; alle seine kleinen Fehler vergessend, sich nur erinnernd, daß er gegen sie stets gütig und brüderlich gewesen. „Nehmen Sie sich in Acht — o, seien Sie vorsichtig!“ bat sie zärtlich.

„Sorgen Sie für sie!“ antwortete er mit heiserer Stimme, und dann wankte er wie blind, die Umstehenden nicht beachtend, auf Letty zu und riß sie, die er so wahnsinnig liebte, in seine Arme.

„Bleibe mir treu!“ rang sich aus seiner Brust. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, bleibe mir treu! Edna, sorgen Sie, daß sie mich nicht vergißt! Letty, erinnere Dich Deines Versprechens — Deines heiligen Gelübdes!“

„Ich werde es!“ sagte Letty schluchzend, und reichte ihre Lippen zum letzten Kusse dar; in einem Aufruhr des Schmerzes und der Leidenschaft ward er gegeben.

Dann erfaßte William des Bruders Arm, und trug ihn mehr, als er ihn führte, zu dem vor der Thür harrenden Wagen — und sie waren fort.

* * * * * * *

Neun Monate nach dieser Nacht stand eine kleine Gesellschaft von drei Personen in dem feuchten Nebel eines unangenehmen Novemberabends an der Eingangsthür eines jener Docks im östlichen London, von dem aus Handelsschiffe nach Indien abgehen.

Es waren William Stedman, seine Frau und deren Schwester. Sie fanden sich mühsam und oft stolpernd durch die dunklen schmutzigen Wege hindurch, von einem Mann mit einer Laterne geführt, die ganz unklar die großen Massen von Schiffen, welche in dem trockenen Dock lagen, oder die in dem Halbdunkel geisterhaft aussehenden Masten und Takelagen beleuchtete. Seltsames, fremdartiges Geräusch und Lärmen drang durch die Finsterniß; von schreienden, fluchenden Männerstimmen, vom Ausladen der Frachten, vom Stampfen der Pferde und Rollen der Wagen herrührend.

„Welch ein schrecklicher Ort! Ich wünschte, ich wäre nie hergekommen; o, daß ich gar nicht wegginge!"

„Nicht verzweifeln, Letty! Nehmen Sie meinen

Arm! So, jetzt sind wir sicher angelangt. Das ist gewiß die Lily Marchmont."

Denn auf dem so getauften Schiffe, — seltsame Fügung — wollte Letty nach Indien segeln, ihrem Verlobten verbunden zu werden.

Julius hatte gewartet, war gezwungen worden auf eine passende sichere Gelegenheit zur Reise für seine Braut zu warten. Letty hätte niemals etwas gethan, ohne ihre eigene Bequemlichkeit und den Anstand zu beobachten. Sie verschob den Aufbruch so lange es ging, bis jeder Grund zum Zögern durch das Anerbieten einer Ueberfahrt in dem der Firma zugehörenden Schiffe, das Herrn Marchmont's Neffen und dessen junge Frau nach Calcutta führte, gehoben ward. Bei ihnen konnte Letty bis zur Verheirathung bleiben, und die Hochzeit sollte in ihrem Hause mit allem Glanz stattfinden, da sie wohlhabende und sehr gütige Menschen waren.

So wurde Alles festgesetzt; obgleich Letty gern noch länger gezögert hätte, wenn nicht das durch die vergrößerte Familie immer beschränktere Einkommen ihres Schwagers das Weilen im Hause ihr noch weniger wünschenswerth gemacht hätte, als das Leben in der auch noch nicht großartigen Heimath in Indien. Neue

Kleider kamen jetzt noch seltener an die arme Edna, das Geld dazu wurde für den kleinen Julius und für ein bald zu erwartendes zweites Kind gebraucht. Edna's Gesicht nahm mehr und mehr den sorgenvollen, erschöpften Ausdruck an, welchen alle Mütter zeitenweise haben und nie wieder ganz verlieren, bis ihre Söhne und Töchter den Sargdeckel über dem reichen, liebevollen Herzen schließen, welches nun keine Sorge und Angst mehr empfinden kann.

Wenn aber Letty oft zu ihrer Schwester sagte, sie begreife nicht, wie sie jemals hätte heirathen können, dann ging über das stille, sorgenvolle Antlitz solch ein Leuchten des Glückes, heiliger Geduld und ruhiger Zufriedenheit, wie nur Gattinnen und Mütter diese Gefühle empfinden können.

Die Sorgen in Doctor Stedman's Hause waren groß genug, um Letty's Bedauern, daraus scheiden zu müssen, sehr zu verringern. Sie war ein Wenig traurig, weil sie an Edna und William mit einer sonderbaren, oft warmen, dann wieder abgekühlteren Zärtlichkeit hing; aber sie ermannte sich doch, besorgte mit großem Bedacht ihre „Ausstattung," wozu sie ihr ganzes erspartes Geld verbrauchte, das William sorgsam

für sie aufbewahrt, bestimmt erklärend, ihre Hülfe im Hause sei reichlicher Ersatz für das, was ihr Unterhalt gekostet — und schickte sich zur Reise an, jedoch nicht ohne vieles Klagen und Bedauern, bis zum letzten Moment, in welchem Letty nach einem sichtlichen Zögern, als wäre sie noch geneigt, zurückzubleiben, von dem finsteren Dock nach dem noch dunkleren Deck der „Lily Marchmont“ hinaufkletterte.

Als sie aber nach der hellen, freundlichen und schön ausgestatteten Kajüte hinabstieg, wo Alles für ihren und des jungen Paares Comfort eingerichtet war, erhoben sich ihre gedrückten Lebensgeister bedeutend. Ihr schönes Aeußere machte sie Fremden gleich angenehm, und als sie im Gespräch mit dem jungen Herrn Marchmont dastand — nachdem sie ganz flüchtig den beiden einzigen anderen Passagieren vorgestellt war, einem kleinen dicken Holländer und seiner Schwester, welche am Cap der guten Hoffnung landen wollten — war Letty Kenderdine wieder ganz sie selbst. Sehr gut und geschmackvoll gekleidet — sie hatte das Möglichste mit ihren geringen Mitteln ausgerichtet und sogar noch einige kleinen Geschenke für das erwartete Kindchen erspart — wohl conservirt, und wenn auch die erste

Blüthe vorüber war, doch noch viel jünger als Edna aussehend, warf Letty's Schönheit ein Sonnenleuchten durch die kleine Kajüte. Ihre Schwester vergaß allen Kummer des Scheidens in dem Gedanken, welchen Sonnenschein sie dem armen Julius bringen werde, der mit so verzehrender Sehnsucht nach ihr bangte, in seinem einsamen, geschäftigen und mühevollen Leben des Zusammenscharrens von Reichthümern, nach denen er mit seiner sorglosen Künstlernatur nie viel gefragt, um die er wenigstens sich nie so abgearbeitet hätte, wenn es nicht für sie gewesen.

Letty schien weniger an die Zukunft, als an die Gegenwart zu denken. Als ihre vier Mitreisenden die Kajüte verließen, um ihr ein letztes Lebewohl von ihren Verwandten zu gestatten, sah sie ihnen nach und sagte:

„Gute Menschen, wie es scheint, aber langweilig, sehr langweilig. Ich fürchte, ich werde eine recht trübselige Ueberfahrt haben. Wenn ich doch die Reise zu Land hätte machen können — aber die Mittel, die Mittel! Ach, Edna, das ist der Jammer der Dürftigkeit!"

Dann schien sie von einer plötzlichen Wandlung ergriffen, einem schnellen Impulse der Zärtlichkeit und Dankbarkeit für diese Beiden, welche so ruhig und zu-

frieden die Sorgen ihres Lebens trugen, und seit mehr als zwei Jahren seine Annehmlichkeiten mit ihr getheilt hatten, und sie warf sich in ihrer Schwester Arme.

„Vergieb, Edna! Ihr seid Beide so sehr gut gegen mich gewesen. Ich werde Euch nie, nie vergessen! Vergeßt auch Ihr mich nicht!"

„Nein, nein!" rief William, bemüht, seine Gattin fortzuführen, denn er sah, die Schwere des Scheidens ging über ihre Kräfte. „Küssen Sie sie, Letty, und sagen Sie ihr Lebewohl!"

Nachdem das Letzte, Bitterste zwischen den Schwestern vorüber, kam William noch einmal zurück, seiner Schwägerin einige freundliche Worte zu sagen, ihr, von der seines einzigen Bruders Zukunft abhing.

„Letty," sagte er ernst und leise, „ich vertraue Ihnen. Machen Sie Julius glücklich! Bedenken Sie, sein ganzes Glück ruht in Ihren Händen."

„Ich weiß es."

„Vergessen Sie das nie! Werden Sie ihm, was meine Edna mir ist! Leben Sie wohl! Gotte segne Sie!"

Letty lehnte sich über den Bord des Schiffes, heftig weinend.

„Gehen Sie in die Kajüte zurück, liebe Letty!" rief Doctor Stedman. „Ist Niemand da, der die Güte haben will, meine Schwester in seinen Schutz zu nehmen?"

„Darf ich Ihnen beistehen, Fräulein?" fragte die sonderbare Stimme des kleinen Holländers, und William übergab sie dankbar der Obhut des ältlichen Mannes.

Am nächsten Morgen, im hellen Wintersonnenschein die weißen Segel ausbreitend und so anmuthig schwankend und sich neigend, als ob eine kleine Hand — die jetzt nur noch Staub — ihr den Segensgruß zugewinkt, lichtete „die Lily Marchmont" ihre Anker und segelte dem fremden Welttheile zu. —

---

## Zwanzigstes Kapitel.

---

Fünfzehn Jahr später.

Es war eine kleine Verbindungsstation bei einer der vielen Eisenbahnlinien, welche von London-Bridge ausgehen; und ungefähr ein Dutzend Passagiere wandelten in dem frühen Zwielicht eines Winternachmittages auf dem schmalen Perron auf und ab, mit mehr oder weniger Geduld, je nach ihren Naturen, den nie pünktlichen Zug erwartend. Meist waren es Leute niederen Standes: Pächter, Bauern, Arbeiter, welche heimkehrten, und einige Schüler, die vom Sonnabend bis Montag nach Hause fuhren. Die einzigen Passagiere für die erste Klasse — wenigstens nach dem Aeußeren zu urtheilen — bestanden

in einer Dame und einem kleinen Mädchen, die in dem engen Wartezimmer saßen, und das ganze behagliche Kaminfeuer für sich in Beschlag nahmen. Die Dame war groß und noch auffallend schön — schön, trotzdem sie wohl im Anfange der vierziger Jahre stand. Ihr Teint war so klar und frisch, ihre Gesichtszüge zeigten eine solche edle Regelmäßigkeit, daß, wenn nicht ein Ausdruck von tief eingewurzelter Unzufriedenheit sie weniger anziehend gemacht, sie noch so lieblich wie eine junge Dame in den Zwanzigern ausgesehen hätte.

Das Kind, welches sie Mama nannte, war ihr nicht im Geringsten ähnlich; es war ein kleines Mädchen von vielleicht zwölf Jahren mit einem runden Gesicht und einem aufgestülpten Näschen, gar nicht hübsch, doch hatte es einen angenehmen, kindlich-klugen Ausdruck, den wir zuweilen bei kleinen Mädchen finden, und aus dem wir schon ersehen können, welche Art der Frauen sie einst sein werden, welche Wohlthat für das eigene Haus, welcher Segen für Andere in ihrer hülfreichen, stillen, verständigen Wirksamkeit als Töchter, Schwestern, Freundinnen — aber die Männer sind zuweilen so blind, daß diese guten Mädchen-Engel niemals zu Frauen begehrt werden. Trotzdem sind sie nicht verlassen und verloren;

die Vorsehung giebt ihnen stets genug Arbeit und auch Liebe als Lohn. —

Dieses kleine, so wenig hübsche Kind war um seine Mutter mit einer beschützenden Vorsorglichkeit beschäftigt, fast komisch anzusehen, wenn sie nicht wieder so rührend gewesen; sie fühlte, ob ihre Füße warm wären, ordnete die Packete für sie — denn sie waren augenscheinlich zum Einkaufen in London gewesen — und suchte dann sorgsam nach einem verlegten Billet, über dessen Fehlen die Dame sich sehr zu ärgern schien.

„Wir werden es wahrscheinlich noch einmal bezahlen müssen, Gertrud," sagte sie klagend zu ihrer kleinen Tochter, als sei sie gewohnt, sich schon auf diese zu stützen. „Dein Papa wird böse sein und mich wie gewöhnlich einfältig nennen. Doch laß gut sein, suche nicht mehr. Papa kann es berichtigen, wenn er uns auf der Station trifft."

Die Dame sprach langsam und lässig, sie stand auf streifte ihr sehr weites Seidenkleid herunter, nahm ihren Muff und ihre Boa von Hermeline und trat zur Eingangsthür. Gertrud stand mit ihrem kleinen Hündchen im Arm, das trotz ihres Ermahnens Jeden anbellte,

schweigend neben ihr, Alles was vorging mit hellen, klugen, und doch kindlichen Augen bemerkend.

„Mama," sagte sie endlich, „siehst Du dort jene drei Soldaten mit ihren Tornistern? Sie thun mir so leid, sie sehen aus, als ob sie an diesem kalten Tage vor Frost bebten. Ich glaube, sie kommen eben aus Indien zurück. Wie abgetragen sind ihre Uniformen, wie braun die Gesichter, fast so braun wie die der Kaffern, die immer" —

„O, still, Kind! Sprich nicht von den Kaffern, erinnere mich nicht an unser schreckliches Leben auf dem Cap. Jetzt sind wir geborgen in England, laß uns jene Zeit vergessen!"

„Wohl, Mama; nur bitte, sieh Dir einmal die Soldaten an! Ich bin überzeugt, sie sind in vielen Schlachten gewesen und haben große Strapazen ertragen. Der eine, der kleinste von ihnen, mit dem langen grauen Bart, welcher das Gesicht halb verdeckt, hat die traurigsten Augen, die ich je gesehen."

Die Mutter richtete einen achtlosen Blick dahin, wohin ihre kleine mitleidsvolle Tochter sie wies.

„Ja, der arme Mensch sieht krank aus; vielleicht hat er Cholera, Typhus oder Dergleichen gehabt, geh' nicht

in seine Nähe. Es ist hier kalt, ich will zum Feuer zurückkehren, während Du auf den Zug aufpassen kannst. Er muß bald kommen."

Sie zog eine Uhr heraus, mit Diamanten übersäet, aber sie stand, und mit einer unzufriedenen Bemerkung, daß ihre Uhren stets unrichtig gingen, nahm sie ihre vorige Stellung beim Kamine ein, stützte die Füße auf den Rost und starrte in die glimmenden Kohlen.

Ihr Gesicht war so auffallend schön, daß es nicht unbeachtet bleiben konnte, wer es aber betrachtete, fühlte neben der Bewunderung auch Mitleid, vielleicht in höherem Grade, als die kleine Gertrud es für die drei Soldaten empfand. Ein jeder aufmerksame erfahrene Blick mußte in diesem Antlitz die Geschichte eines verfehlten Lebens lesen. Trotz ihres prächtigen Anzuges erinnerte der Dame verdrießlicher, gelangweilter Gesichtsausdruck an den tiefen Herzensseufzer der jungen schönen Braut, welche ihrer Brautjungfer die Juwelen ihres Hochzeitsschmuckes mit den Worten zeigt: „Ich glaubte stets, meine Liebe, ich müßte vollkommen glücklich sein im Besitz solcher Diamanten. Und trotzdem" —

Dieses vielsagende, geheimnißvolle: „Trotzdem," der hindernde Haken in den Rädern unseres Lebenslaufes,

ist den Meisten von uns bekannt, obgleich es Manchem gelingt, darüber fortzukommen, ihn zu entfernen und das Räderwerk ruhig und sanft dahin laufen zu lassen. Diese reiche Dame war aber noch nicht zu diesem Ziel gelangt. Es lag kein einziger böser Zug in ihrem Gesicht, nichts von jener hämischen Bosheit, welche man oft bei alternden Schönheiten findet; aber ihr Mund, der Theil des Gesichtes, der durch die Zeit und den sich entwickelnden Charakter am meisten sich verändert, drückte unbeschreibliche Schwachheit und unbesiegbare Unzufriedenheit aus.

Ohne sich um etwas um sie her zu bekümmern, Alles ihrer kleinen Tochter überlassend, saß sie immer noch am Kaminfeuer, bis ein unangenehmer Zwischenfall sie aus ihrer Trägheit aufstörte.

Der kleine Hund, nur an feine und wohlgekleidete Leute gewöhnt, hatte die harmlose Bewunderung eines der Soldaten, des jüngsten und kräftigsten, übel genommen, und zeigte seinen Zorn dadurch — wie andere mit Vernunft begabte Wesen auch zuweilen thun — daß er einen der anderen, den mit dem grauen Barte, wüthend anbellte, der vor Frost zitternd sich genaht, um von fern einen Schein des Kaminfeuers aufzufangen.

Ueber diese Anmaßung erhob Bran ein furchtbares Geheul und immer noch nicht damit befriedigt, sprang er mit einem Satz von Gertrud's Arm auf den Soldaten zu, zerriß sein schon defectes Beinkleid und drückte sogar seine Zähne ihm in's Fleisch. Mit einem Fluche schüttelte der Soldat ihn ab und durch einen kräftigen Stoß wurde der Hund heulend über den Perron nach den Schienen geworfen, auf denen gerade ein Zug daher kam.

„O, mein Hund, mein lieber kleiner Hund, er wird getödtet werden!" schrie Gertrud in Verzweiflung und stürzte hinter Bran her. Niemand bemerkte es, wenigstens war Keiner so verständig, sie aufzuhalten. In einer halben Minute hätte der brausende Zug sie erreicht, und dies junge frische Leben wäre ertödtet gewesen, wenn nicht der graubärtige Krieger mit einem Satze, so kühn und leicht, wie der eines auf seine Beute sich stürzenden Leoparden, auf die Schienen gesprungen wäre, das Kind ergiffen und sich ebenso blitzschnell auf den Perron zurück geschwungen hätte. Obgleich der Zug langsam herankam, ging er doch so dicht vorbei, daß er fast Gertrud's Kleid berührte. Natürlich dachte Jeder, der Hund wäre getödtet, bis das arme Thier

unter den Wagen hervorkroch, entsetzlich zitternd, doch ganz unbeschädigt.

„Mein liebes Hundchen, mein guter einziger Bran!" rief Gertrud, ihn voll Wonne in ihre Arme nehmend, ohne noch an die eigene Gefahr oder daran, wie sie daraus errettet worden, zu denken. In der allgemeinen Verwirrung schien auch Niemand Anderes sich daran zu erinnern, und der Soldat erhielt keinen Dank, was ihn übrigens nicht sehr zu verwundern schien. Mürrisch und ärgerlich sein Bein reibend, zog er sich zurück, während eine theilnehmende Menge von Beamten, Passagieren, Gepäckträgern die Dame und das Kind umgaben, die auf der Station wohlbekannt zu sein schienen und viel zu hoch standen, als daß Einer daran gedacht hätte — was einem armen Kinde entschieden geschehen wäre — Gertrud zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen, weil sie die Bahn betreten.

Von den Gepäckträgern und Beamten ehrfurchtsvoll geleitet, gingen die Beiden nach dem Wagen erster Klasse, wobei die lange Schleppe der Dame des armen Soldaten Füße streifte, der immer noch brummend und mürrisch zur Seite stand. Bei dem Rauschen des schweren

seidenen Gewandes blickte er auf und sah das Profil der Vorübergehenden.

Ein furchtbares Zusammenfahren — eine Bewegung, als wolle er vorstürzen; dann besann sich der arme Mensch und mäßigte seine Aufregung.

„Wer ist sie?“ fragte er einen Wärter.

„Die da? Frau Vanderdecken von Holywell Hall. Ihr Mann ist der reichste alte Kauz in der ganzen Gegend, die Kleine ist ihr einziges Kind. Wenn das Fräulein getödtet wäre, das hätte eine allerliebste Geschichte geben können.“

„Frau Vanderdecken auf Holywell Hall,“ wiederholte der Soldat, als wolle er sich die Worte einprägen, und er faßte seinen Stock fester; denn er zitterte wie vom Fieberfrost geschüttelt. „Holywell Hall? Wo liegt es — weit von hier?“

„Drei Meilen. Die zweite Station nach dieser ist der Haltepunkt. Ich würde dahin fahren, Herr, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Hab's bemerkt, daß Sie das kleine Fräulein retteten, wenn Sie das dem Vater sagen, wird er Ihnen ein hübsches Sümmchen geben. Sollte er es nicht glauben wollen — der alte Van liebt seinen Geldbeutel sehr — so rufen Sie mich als Zeuge!

Ha, der Bursche ist schon fort, der scheint mächtig große Eile zu haben!"

„Stone! Holla, John Stone!" schrieen die anderen Soldaten; „halt, Ihr seid im unrechten Zuge!"

„Ob richtig oder falsch, ihr Kamerad war hineingesprungen, während der Zug sich schon bewegte: er ließ sein Gepäck — was freilich nicht viel war — zurück und wurde in der entgegengesetzten Richtung von London, wohin die Drei wollten, fortgeführt.

Sie machten einige brummende Bemerkungen zu dem Stationsaufseher, sagten ihm den Namen ihres Gefährten: „John Stone," zuletzt beim — Regiment und als Invalide verabschiedet; und seinen Koffer zurücklassend, für den Fall er abgeholt würde, setzten sie ihren Weg fort.

Indessen war Stone in einen Wagen dritter Klasse gesprungen, den nächsten neben dem Coupé, in welchem Gertrud mit ihrer Mutter saß. Sie waren allein in der Würde des Reichthumes, er aber hatte viel Gesellschaft, fröhliche und mittheilsame, und besonders sehr entgegenkommend, wie es die britische Nation meist gegen einen Rothrock ist, und vornämlich gegen einen, der in fernen Landen anscheinend viel Gefahr bestanden. Ueber-

dies war es kurz nach dem Aufstand in Indien, als die Herzen der Engländer zugleich empört und gerührt waren und Jeder auf Nachrichten von dort brannte. Doch so freimüthig und redselig die Passagiere der dritten Klasse im Allgemeinen sind, es lag etwas in dem Wesen dieses Soldaten, das sie zögern ließ, ehe sie ihn anredeten, wobei sie immer von Neuem erst hinblickten, ehe sie es wagten, das tiefe Sinnen zu unterbrechen, dem er sich in seiner Wagenecke hingegeben hatte. Das letzte Abendglühen zeigte recht deutlich sein krankes, fahles Gesicht, so leidensvoll, daß es wenigstens jedes weibliche Herz tief rühren mußte, und endlich wagte eine alte Frau, die wohl vom Markte kam, wie der große Korb auf ihrem Schooße verrieth, ihn anzureden:

„Ihr kommt wohl aus fremden Landen, Soldat?"

„Ja."

„Aus Indien? Ich hatte einen Sohn, der in Delhi getödtet ward. Haben Sie von Delhi gehört, Herr?" Die gute Seele schien in dem Augenblick, als er seine Augen öffnete, ihr zu antworten, instinctmäßig zu fühlen, sie spreche zu keinem gemeinen Soldaten, sondern zu einem, der aus einem höheren Stande dazu herunter gestiegen.

„Delhi? Ja, ich war dort.“

„Wurden Sie da verwundet?“ seinen Arm, der in einer Binde ruhte, leise berührend. „Verwundet wie mein armer Tom, doch nicht getödtet, wie er.“

„Nein, solches Glück hatte ich nicht,“ antwortete der Mann rauh, als er sich schnell abwandte, doch die Alte ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Ja, die armen Soldaten sind stets schlimm daran, entweder sie werden erschossen, wie mein armer Junge, oder sie kommen heim, verwundet, krank und viel zu schwach, um irgend ein anderes Gewerbe zu ergreifen, und doch können sie von ihrer geringen Pension nicht leben, wie Sie bald einsehen werden, Herr. Sie können wohl auch nicht weit von den fünfziger Jahren sein, wenn diese nicht schon passirt sind. Haben Sie eine Frau und liebe Kleinen zu Haus?“

„Nein.“

„Das ist ein Segen,“ sagte die Alte mit einem Seufzer. „Ich muß nun nach des armen Tom's Fünfen sehen. Es sind nicht böse Kinder,“ fuhr sie fort, sich an die ganze Gesellschaft wendend, „sie werden sich meiner auch wohl einst annehmen, so ist es Alles in der Ordnung. Hier muß ich aussteigen, mit meiner

Schwiegertochter Thee zu trinken — da ist ja der kleine Tom, mich zu erwarten. Er hat seine alte Großmutter sehr lieb. — Gute Nacht! Herr Soldat. Sie reisen vielleicht zu Ihren Verwandten; da wünsche ich Ihnen viel Freude und eine glückliche Heimkehr!"

„Dank Ihnen," rief der Mann mit einem harten, scharfen Lachen; dann zog er sich mit so abweisendem Wesen in seine Ecke zurück, daß Niemand ihn ferner zu belästigen wagte.

Inzwischen erholten Frau Vanderdecken und ihre Tochter sich in der Ruhe ihres comfortablen Wagens von dem gehabten Schrecken. Die Erstere brauchte sehr häufig ihr Riechfläschchen, dessen sie wirklich bedurfte, und Gertrud liebkoste ihren Hund, bis der Mutter scharfe Stimme sie dabei störte.

„Laß endlich das dumme Thier und erzähle mir, wie Alles dieses sich zutrug. Du warst nahe daran, getödtet zu werden, Kind. Wie konntest Du mich so erschrecken?"

„Ich vermochte es nicht zu verhindern, Mama. Der Soldat stieß Bran."

„Stieß Bran?"

„Ja, aber es war kein Wunder," fuhr das Kind

schnell fort, „denn Bran biß ihn, und ich fürchte, er verwundete ihn; trotzdem sprang er mir auf die Schienen nach. Zuerst erinnerte ich mich dessen nicht; jetzt aber weiß ich es gewiß."

„Weshalb sagtest Du das nicht, Gertrud; ich würde ihm Geld gegeben haben. Er hätte es sicherlich nicht ausgeschlagen, das thun solche Leute nie. Nun wird er es herausfinden, wer wir sind, und dann zu Deinem Vater kommen, ihn um eine Belohnung anzuspechen; und das wird Papa so ärgerlich machen. O, Gertrud, wie dumm hast Du wieder gehandelt."

„Ich weiß, es war einfältig," erwiederte das Kind, halb demüthig, halb gleichgültig, wie Jemand, der an Klagen und Vorwürfe gewöhnt ist.

„Vielleicht wäre es besser, wir sagten dem Papa nichts von der ganzen Sache. Du bist gerettet, mein liebes Kind," und der Mutter Augen zeigten einen Ausdruck aufrichtiger Zuneigung, „so geht uns das Andere nichts an."

„Wenn ich nur dem armen Soldaten hätte danken und ihn fragen können, ob Bran ihm sehr wehe gethan. Du böser, häßlicher Bran. Du mußt die Leute nicht

beißen, weil sie schäbige Kleider haben. Ich würde so etwas nie thun — und ich schäme mich Deiner."

Die kleine, liebreiche Hand, die sich den Anschein gab, als wolle sie ihn schlagen, ward von dem anhänglichen Hunde geleckt, der nebenbei eine nicht viel schlechtere Natur als seine Nachbarn hatte. Denn Lumpen bleiben Lumpen, häßliche Dinge, und selten kommt ein Mensch ganz ohne seine Schuld in diesen Zustand. Es mögen, wie die französischen Gerichtshöfe sagen: mildernde Umstände walten, aber wie soll ein armer dummer Hund diese erkennen? Lumpen sind Lumpen. Mancher rohe Mensch würde den armen Soldaten nicht besser behandelt haben; er schien kein guter Mann zu sein, kaum wohlanständig, denn als er auf seine Frage nach der Station von Holywell von einem Schaffner eine grobe Antwort erhielt, deren Passagiere dritter Klasse sich oft zu erfreuen haben, vergalt er Böses mit Bösem und antwortete in der gleichen Weise, nein, nach der Art gemeiner Soldaten noch mit einem kräftigen Fluche. Es stand diese Sprache im scharfen Gegensatz mit seiner zarten Gestalt, den kleinen, wohlgebildeten Händen und den edlen Gesichtszügen, mit dem gewissen Etwas in seiner Erscheinung, welches die alte Frau vermochte, ihn

„Herr" zu nennen, oder es zeigte, daß, wenn er einem höheren Stande angehörte, er tiefer und tiefer gesunken war, bis er die Sitten und Manieren der Klasse annahm, zu der er herabstieg. Wenn er von Geburt ein Gentleman gewesen — und wie mancher thörichte Jüngling aus diesem Stande entläuft dem Vaterhause, um sich anwerben zu lassen, freilich um es nachher bitter zu bereuen — so konnte man jetzt John Stone keinen Gentleman mehr nennen. Das furchtbare Gesetz der Verschlechterung, so fest stehend wie das der Veredelung, hatte in ihm gewirkt, wie auch in der reichen, unglücklich aussehenden Dame im nächsten Wagen, die einst wahrscheinlich ein liebliches, fröhliches Mädchen gewesen. Was auch der Soldat früher war, jetzt wenigstens konnte man ihn weder anziehend noch interessant nennen. Selbst wenn sein graues Haar Alter ankündigte — was nicht immer der Fall ist — so schien ihm doch das Alles zu fehlen: „Ehre, Liebe, Gehorsam und Freunde," was nach Shakespeare graues Haar „begleiten" soll. Auch Runzeln waren schon in dem Gesicht, die kleinen Furchen, „Krähenfüße" genannt, umgaben die dunklen, tiefliegenden Augen, doch von der Ruhe, der Würde, dem Segen des Alters besaß dieser Mann nichts.

Der Zug hielt an einer kleinen Station, die zwischen zwei mit Ginster bewachsenen Wällen fast versteckt war. Der Schaffner lief an den Wagen entlang, den Namen des Ortes ausrufend. Der Soldat wurde dadurch aus dem Schlaf oder einem tiefen Traum erweckt, er sprang schnell auf den Perron, auf dem einige der Passagiere ausstiegen, unter ihnen Frau und Fräulein Vanderdecken.

„Da ist Papa!" rief das kleine Mädchen, und lief auf einen Herrn zu, dessen kurze runde Figur durch einen dicken Pelz noch kugelrunder gemacht wurde. Der alte Herr — er schien fast siebenzig Jahr zu sein — grüßte und küßte das Kind mit herzlicher Vaterliebe; dann stand er wartend an dem offenen Schlage einer Equipage — die durch ihre Schönheit, die prachtvollen Pferde, den anständigen Kutscher in reicher Livrée und die beiden großen Diener, welche viel stattlicher als ihr Herr aussahen — einen wahren Glanz über die ganze Umgebung ausgoß, und mit großem Respect von den übrigen Passagieren betrachtet wurde, die ganz demüthig sich herumdrückten, außer dem Soldaten.

Er starrte mit den Anderen diese Zeichen des Reichthumes an, der einen so großen Gegensatz zu seinem Elende bildete. Er sah zu, wie Herr und Frau Vander-

decken in die Equipage stiegen, von ihrer kleinen Tochter gefolgt, die — liebe Seele! — ein schärferes Auge und besseres Gedächtniß als ihre Mutter hatte, denn im Moment als sie abfahren wollten, flüsterte sie:

„Mama, ich glaube, da ist der arme Soldat!“

„Unsinn — unmöglich,“ erwiederte die Dame. „Du mußt lernen leiser zu sprechen, Gertrud, denn so taub Papa ist, so wird er Manches verstehen, was er doch nicht hören soll. Still jetzt!“

„Gut, Mama;“ und Gertrud zog sich in ihre Ecke zurück, aber zu spät. Der Vater fragte mit dem scharfen, mißtrauischen Tone tauber Leute: wovon das Kind so eifrig spräche?

„Nur von einigen Menschen, die sie auf heutiger Fahrt amüsirt,“ erwiederte die Mutter. „Das kleine Schäfchen hat ja oft so närrische Einfälle. Aber worauf warten wir? Willst Du nicht dem Kutscher sagen, er solle fahren? Du weißt, wir sind heute noch zum Mittage ausgebeten. Ich glaube fast, es regnet.“

Die Dame steckte ihren Kopf aus dem Wagenfenster, und das helle Licht von dem Perron schien voll in ihr Gesicht, das einst so ungewöhnlich schön gewesen sein mußte, und noch sehr hübsch war.

Der Soldat, von einem Gepäckträger aufgehalten, lehnte sich vor, um sie anzustarren — nein, es war kein Starren, es konnte eher ein Glühen genannt werden; ein Blick war es, den ein gehetztes Thier wohl im Auge haben konnte, wenn es endlich seinem Todfeinde, seinem Zerstörer gegenüberstand — der Nemesis, die es allüberall verfolgt, wie die gespenstischen Hunde Oktanon selbst bis in den Orcus verfolgten.

Dies ist eine poetische Sprache, die geradezu lächerlich erscheinen mag, wenn man beschreibt, wie ein armer gebrochener Invalide eine reiche, schöne Dame anblickt; deshalb wollen wir uns begnügen, zu sagen, daß John Stone gleich allen Menschen sich Frau Vanderdecken ordentlich betrachtete, was er ja auch thun konnte, und dann mehr schwankend als gehend sich nach dem anderen Ende der Station begab.

Nach kurzer Zeit kehrte er wieder und trat zu dem Aufseher.

„Ich könnte Sie leicht betrügen und ohne Bezahlung fortgehen, aber ich bin ein ehrlicher Mensch, wie Sie sehen;“ sagte er lachend. „Ich komme von“ — die Station nennend; „da ich in großer Eile war, sprang ich ohne Billet hinein. Was habe ich zu bezahlen?“

Die Uniform, sein graues Haar und das kranke Aussehen sprachen zu seinen Gunsten, nach einem kleinen Zögern ward seinem Worte geglaubt und er bezahlte die Kleinigkeit.

„Ich versichere Sie, es ist ganz richtig," sagte er, indem er seinen Tornister abnahm und eine darin verborgene Börse voller Goldstücke zeigte. „Ich bin ein Capitalist, wie Sie sehen, es gab genug von ‚dem Zeuge' für uns Alle in Delhi. Telegraphiren Sie nach meinem Gepäck, das ich auf dem Perron in — ließ, John Stone von dem — Regimente. Sie können die Sachen hierbehalten, bis Sie mich wiedersehen, was ziemlich oft geschehen kann, denn ich beabsichtige in dieser Gegend zu verweilen."

„Sehr wohl, mein Herr." Der „Herr" kam theils auf Rechnung der Goldstücke und theils auf den Eindruck, den noch Andere außer der guten alten Frau zu empfangen schienen, daß dieser Mann über einem gemeinen Soldaten stand, von besserer Geburt und Erziehung war. Ob er sonst auch besser sei, wer konnte das sagen? Ach, je höher der Standpunkt, desto tiefer der Fall.

John Stone schnallte den Tornister wieder an, nachdem er seinen grauen Soldatenmantel davon genommen, und hüllte sich mit einem Schauer der Kälte hinein, denn dem klaren Sonnenuntergange war ein dichter Regen gefolgt. Mit einem nachlässigen Nicken zu dem Stationsaufseher ging er hinaus, und blieb dann noch einmal stehen.

„Holla, Gepäckträger, Ihr werdet wohl jetzt höflich sein, wie ich hoffe. Welches ist der Weg nach Holywell?"

„Nach dem Dorfe oder dem Herrnhofe Holywell?"

„Nicht dahin diesmal. Giebt es auch ein solches Dorf? Wie weit entfernt?"

„Zwei Meilen."

„Gerade Straße? Kann man sich auch verirren; denn das passirt mir öfter? Kommt, blickt genau hin und zeigt mir den Weg; es ist böses Wetter und ich habe keine Equipage, wie Euer dicker Herr Vanderdecken."

„Kennen Sie ihn, Herr? Dann gehören Sie wohl in diese Gegend und kehren in die Heimath zurück?"

„Ja, einst werde ich dahin gehen, doch nicht gerade jetzt. Ich sehe noch nicht sehr geeignet zur Arbeit aus — nicht wahr? Dennoch habe ich ein großes Werk zu vollbringen, ehe ich heimkehre."

„Freut mich zu hören," sagte der Wärter, ein Wenig durch des Fremden aufgeregtes Wesen erschreckt. Er hatte gehört, es käme in Indien öfter der Sonnenstich vor, dieser arme Soldat war gewiß davon befallen worden, und sein Verstand hatte dadurch gelitten. So ertrug er ruhig und mitleidsvoll die Seltsamkeit und Rauhheit des Fremden, ließ ihn höflich aus der Stationsthür und gab sich viel Mühe, ihm den rechten Weg zu zeigen und Alles genau zu beschreiben, und war schließlich nicht böse, ihn los zu werden.

„Das ist ein sonderbarer Kauz," sagte er vertraulich zu dem Stationsaufseher. „Ich wette, dem ist arg mitgespielt worden im Leben; es scheint nicht ganz richtig im Oberstübchen," seinen Kopf berührend. „Will nur hoffen, daß der arme Mensch nicht sich oder Anderen ein Leids thut."

Indessen ging John Stone ruhig seines Weges. Wenn es nicht „ganz richtig" bei ihm war, so schien er doch Niemanden Uebles thun zu wollen. Er schritt schnell dahin, viel schneller als man es seinem zarten, kränklichen Aeußeren zugetraut hätte, bis er zu einer kleinen Gruppe von Häusern und einer Kirche kam, wo er plötzlich in seinem heftigen Gange inne hielt. Er lehnte sich gegen

die Kirchhofsmauer, hinter welcher einige weiße Grabsteine aus dem Dunkel des trüben Abends hervorschimmerten, und hustete so krampfhaft und heftig, daß eine Frau, die in einer offenen Thür stand, mitleidsvoll zu ihm herüberkam und sagte:

„Euch ist wohl schlecht?"

„Nein, ich bin nur zu schnell gegangen, und mein Athem ist kurz."

„Ich will Euch einen Trunk holen, wenn Ihr wollt."

„Schönen Dank!" und er nahm ein Glas Wasser, obgleich sie ihm Bier angeboten; dann blieb er noch eine Weile gegen die Mauer gelehnt stehen, den Kirchhof auf einer Seite, auf der anderen die offene Hausthür, durch welche eine Fluth freundlichen Lichtes in die Dunkelheit hineinstrahlte. Der Soldat ließ seine Augen von hier nach dort schweifen, von dem Ruheplatz der Todten zu der Heimathstätte der Lebenden, von denen keine sich ihm öffnete. Er mochte das denken, denn er seufzte, dann dankte er der freundlichen Frau höflicher und sanfter, als er bis jetzt gesprochen und erwiederte auf ihre Frage:

„Nein, ich kann schon weiter gehen. Ich habe nicht die Schwindsucht, wenngleich es so aussieht. An den

Husten bin ich gewöhnt, nur mein Herz ist nicht ganz in Ordnung, es blieb dies zurück von einem schweren rheumatischen Fieber."

„Ach, rheumatisches Fieber bringt stets Herzfehler, ich weiß das von meinem Herrn. Vor zehn Jahren lag er daran krank, und ist nie wieder vollkommen gesund geworden, ich habe genug Mühsal mit der Pflege. Habt Ihr keine Frau, nach Euch zu sehen?"

„Nein. Gute Nacht."

Wieder klang die Stimme scharf, fast grimmig, und mit schnellen Schritten verschwand der Wanderer im Abenddunkel.

Eine halbe Meile ging er dahin, durch schmutzige Feldwege, auf denen natürlich keine Laternen brannten, vor den Löchern und Pfützen zu warnen. Zuweilen kam er an wenigen Häusern vorbei, aber es waren sowohl die Thüren als die Fensterläden geschlossen, denn es war eine jener kalten, stürmischen Novembernächte, wo Jeder gern im warmen Hause bleibt. Endlich gelangte John Stone zu einem hochgelegenen großen Anger, auf dessen weiter, dunkler Flur nichts zu bemerken war, als eine Windmühle, die ihre Flügel gespensterhaft in der Luft bewegte und mehr gehört als gesehen wurde.

Nicht ein Stern stand am Himmel; der Regen rieselte hernieder, und der Wind flog ächzend und heulend daher. Er drang mit schneidender Schärfe auf den armen Wanderer ein, daß er vor Frost zitterte und hin und her getrieben wurde, wie ein verdorrtes Blatt. Er versuchte die Mütze tiefer in's Gesicht zu ziehen, den Mantel fester zu schließen, um dem Sturme wie ein Mann zu stehen, aber da er erst aus jenem heißen Klima kam, war er doppelt empfänglich für die rauhe Kälte, und überdies besaß er nicht mehr Kraft noch Jugend. Nachdem er sich so gut es ging dagegen gestemmt, wurde er doch endlich zu erschöpft und sank bei einem Ginsterbusch nieder, etwas, wobei er einen Laut zwischen Fluch und Stöhnen ausstieß. In diesem Augenblick kamen zwei helle Punkte, Glühwürmen gleich durch die Nacht daher, bis er bald das Geräusch von Pferdehufen unterschied, und ein geschlossener Wagen, mit Atlas ausgeschlagen und einer brennenden Lampe innen, welche deutlich die Darinsitzenden erkennen ließ, an ihm vorüberfuhr. Ein alter Herr lehnte in einer Ecke, während eine noch sehr wohlerhaltenene Dame, die sogar in dem prachtvollen Gesellschafsanzuge, in Sammet, Juwelen und dem weißen Pelz sehr schön und jung

aussah, neben ihm saß, doch keiner von Beiden schien sich um den Anderen zu kümmern. Trotz aller Behaglichkeit mochte, nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, das Glück ihnen sehr fern sein. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß Leute in schönen Equipagen selten froh und glücklich aussehen. Als sie langsam vorüberfuhren, wurde es dem Soldaten nicht schwer die Magnaten der Gegend: „Herrn und Frau Vanderdecken" zu erkennen.

Natürlich bemerkten sie ihn nicht, sobald er aber ihrer ansichtig wurde, sprang er empor, ballte seine Faust gegen sie, mit einer Geberde, welche den Verdacht, es sei nicht richtig mit ihm, wohl gerechtfertigt hätte.

„Fluch über Euch! Fluch über Euch! Bei Tag und Nacht, beim Essen und Trinken, im Wachen und Schlafen, wo Ihr auch weilt, seid verflucht!" War es das wahnsinnige Auflehnen der Armuth gegen den Reichthum — des verfehlten Lebens gegen das erfolgreiche — des Elendes gegen das Glück? Oder lag dem etwas Tieferes zu Grunde, verband ein Zusammenhang die Gegenwart mit der Vergangenheit, erweckten diese reichen Leute eine Erinnerung, einen heißen Schmerz in der Brust des armen Soldaten, wodurch er für den Augenblick wenigstens zu einem Wahnsinnigen wurde?

Er war weder verrückt, noch hatte er je einen Sonnenstich gehabt, und als der Anfall sinnloser Wuth vorüber, sammelte er sich wieder und versuchte, von Neuem gegen den Sturm ankämpfend, weiter zu schreiten. Bald erreichte er das Ende des Angers und sah durch den feuchten Nebel eine Reihe von Häusern, welche ein Dorf andeuteten. Näher kommend, bemerkte der ganz durchnäßte und erschöpfte Wanderer den freundlichen Feuerschein aus einer Schmiede. Er trat hinein.

„Ist dies Holywell?"

„Nein, Holt." Noch eine Viertelstunde bis nach Holywell."

John Stone lehnte sich ganz erschöpft gegen den Thorweg.

„Kann ich hier irgendwo übernachten?"

„Glaube nicht. Ist keine Schenke hier, außer dort weiterhin, bei der alten Mutter Fox giebt es ein gutes Unterkommen für Menschen und Thiere. Vielleicht sagt Euch Eines von Beiden zu. Ha, ha!"

„Ha, ha, ich wünschte ich wär ein Thier," rief der Soldat heiser lachend, mit ganz argloser Miene, als sei er gewohnt, jeden Scherz hinzunehmen, mit jeder Art Gesellschaft auszukommen. „Da würde ich doch wenigstens

einen trockenen Stall als Zuflucht und Schutz gegen diese kalte, feuchte Nacht finden. Bitte, zeigt mir den Weg zur Mutter Fox!"

Er kam zu einer kleinen alterthümlichen Dorfschenke, und als er durch die Thür hineinblickte, die sich gleich auf die Gaststube öffnete, wurde er von einigen Gästen verwundert angestarrt, welche die Wirthin, so schnell es ihre Kräfte erlaubten, bediente.

„Können Sie mir Unterkommen für eine Nacht geben?" fragte er.

Entweder klang die Stimme anders, als man nach dem Aeußeren hätte vermuthen sollen, oder irgend ein anderer Grund ließ die Wirthin in ihrer Geschäftigkeit innehalten und ihn betrachten, wobei er sogleich die alte frageläſtige Frau aus dem Coupé erkannte.

„Mein Himmel, Sie hier? Wer würde das erwartet haben. Aber kommen Sie herein, mein guter Mann, ich will es Ihnen behaglich machen. Ich habe ein warmes Herz für alle Soldaten. Der Tausend, wie naß Sie sind! seinen Rockärmel anfassend — „und so hager dabei wie ein Skelett. Nur hier herein an den Küchenherd, damit Sie erst trocken und warm werden."

„Schönen Dank,“ sagte Stone sanft. Durch sein rauhes und schroffes Wesen drang doch immer wieder eine pathetische Milde hindurch, als ob er einst so gewesen. „Sie sind sehr gütig, Frau —“

„Fox ist mein Name. Dorothea Fox und dies ist die goldene Ziege, ein sehr behagliches Haus, das muß selbst ich, seine Wirthin sagen.“

„Können Sie mich aufnehmen?“

„Nun, Herr,“ erwiederte sie, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend, „wir logiren eigentlich nie Fremde über Nacht, die uns nicht etwas bekannt sind, das Haus ist zu klein. Aber meine Tochter ist fort zum Besuch, darum können Sie bis Montag ihr Stübchen nehmen.“

„Wer steht Ihnen dafür, daß ich nicht ohne Bezahlung abgehe? Wir Soldaten sind eine schlechte Sorte.“

„Das sagte mein armer Tom auch. Doch der Schaden wäre nicht sehr groß für mich, ich vertraue Ihnen auch. Kommen Sie mit mir!“

„Er folgte ihr und saß bald an dem hellen Kaminfeuer, mit einer Miene des Behagens, die der Wirthin großes Vergnügen machte. Sie betrachtete ihn prüfend, besonders als er seine Mütze abnahm, und sein kahles Haupt sichtbar wurde, obgleich das kurze krause Haar,

das rings um den Kopf wuchs, im Gegensatz zu seinem Barte noch schwarz war.

„Sie sind nicht so alt, wie ich zuerst dachte; im Vergleiche zu mir sind Sie noch jung. Wie viele Jahre waren Sie im Dienst?"

„Zwölf vielleicht, oder mehr, ich weiß nicht genau."

„Dann ließen Sie sich nicht als Jüngling anwerben? Waren vielleicht ein Volontair?"

„Ja."

„Und Sie kehren jetzt erst nach dem lieben alten England zurück? Finden Sie nicht Alles recht fremd?"

„Sehr. Wollen Sie mir wohl ein Abendbrot geben? Ich verhungere fast."

Er sprach in scharfem, gereiztem Tone, den selbst eine Frau und eine Wirthin nicht gut vertragen konnte; so brachte sie ihm in beleidigtem Schweigen Brot und Käse und belästigte ihn nicht mehr, bis er vom Tisch sich nach der alterthümlichen, hochlehnigen Bank am Ofen begab und dort vor Erschöpfung, und von der Wärme noch mehr ermüdet, in tiefen Schlaf fiel.

Da wurde der alten Frau Herz wieder gerührt. Er mußte so entsetzlich angegriffen sein, der arme Mensch, und zuweilen macht der Schlaf auch die Ge-

sichter milder und weicher; nicht alle, manche Leute bekommen dann einen böseren und häßlicheren Ausdruck; andere aber scheinen durch die Pforte des Schlummers — wie die des Todes — in ihre erste Kindheit zurückzugehen, und sehen schlafend so unschuldig, hülflos und bittend aus, daß wenn selbst ihr Todfeind sie so erblickte, er sie nicht hassen könnte.

John Stone schlief in seiner großen Ermüdung so fest und so sanft wie ein Kind, schlief aufrecht sitzend, woran sein militärisches Leben ihn vielleicht gewöhnt. Er veränderte kaum seine Stellung, außer daß sein Kopf gegen die hohe Lehne der Bank sank, während seine schmalen, gebräunten Hände auf seine Kniee fielen und dort so matt und weich wie Kinderhändchen ruhten. Die Runzeln und Furchen seiner Stirn glätteten sich, und wenn man vor dem großen Barte den Mund hätte sehen können, gewiß er würde gelächelt haben.

Er schien unter dem Einfluß der behaglichen Wärme und der seltsamen Gebilde, welche der Schlaf schafft, der traurigen Gegenwart entrückt und in einem goldenen Traumlande zu sein.

Ein leiser Ton, fast wie ein weiches Lachen ward hörbar, dann sprach er im Schlafe, erst ganz unver=

ständlich, zuletzt nannte er einen Namen: „Betty!“ verstand Frau Fox und schloß daraus, so habe sein Weib oder seine Liebste geheißen, die wohl schon lange todt.

„Der arme Bursche, darum hat er sich gewiß anwerben lassen. Er mag ein hübsches Päckchen Sorgen gehabt haben,“ sagte sie zu sich selbst, ihn anblickend, ungewiß ob sie ihn wecken sollte, denn es war Zeit, das Haus zu schließen, aber es jammerte sie, ihn in einem so beglückenden Schlafe zu stören.

Das Schicksal beendete diesen Traum, wie so manchen tieferen und bedeutungsreicheren. Ein Klappern der Krüge und Gläser in der Schenkstube machte solchen Lärm, daß der Soldat erwachte, mit dem erschrockenen Blick eines Menschen, der nicht weiß, wo er sich befindet.

„Erschrecken Sie sich nicht — es ist nichts vorgefallen. Sie schliefen und träumten, mein Lieber,“ sagte Frau Fox, ihm in mütterlicher Weise auf die Schulter klopfend. „Sie sind ganz sicher und geborgen in der ‚goldenen Ziege‘, dem besten Wirthshause der Gegend und Dolly Fox wird es Ihnen schon behaglich machen. Ihr Bett ist bereit — möchten Sie nicht lieber in Ihre Stube gehen?“

„Ich danke," sagte der Soldat, und schüttelte sich wach, doch blickte er noch etwas wild um sich. „Jetzt weiß ich, wo ich bin — erinnere mich auf Alles. Ich will zu Bett — zu Bett!"

Er entfernte sich, und erst spät am Sonntag Morgen kam er wieder zum Vorschein.

---

# Einundzwanzigstes Kapitel.

Sonntags herrschte eine tiefe, wohlanständige Ruhe im Dorfe Holt. Keine Sonntagsgäste oder Feiertagsstörer, wie man sie nennen mag, hatten von der hübschen Lage des Ortes Kenntniß genommen, oder es war von der Station zu entfernt, um zum Ziele der Vergnügungsfahrten gewählt zu werden. So blieb der Sonntag dort wirklich ein Ruhetag. Der Anger und die grünen Wiesen, auf denen Farren, Thymian, Haidekraut und gelber Ginster lustig blühten und dufteten, wurden nicht von Schwärmen von Fußgängern zertreten. Kein Biergarten, kein Kaffeehaus oder auch nur eine einsame Bude mit Erfrischungen störte den entzückenden Frieden und die vollkommene Ländlichkeit

des Ortes. Die Windmühle, die Schmiede, der Frau Fox kleiner weißgetünchter, alterthümlicher Gasthof und einige Häuser, die aus derselben Zeit ihre Entstehung datirten, das war Alles, was es von Stein und Mörtel dort gab.

Nach der stürmischen Regennacht war ein heller, klarer Morgen angebrochen, und wie es zuweilen im November geschieht, zeigte der Himmel eine so tiefe wundervolle Bläue, die Luft hatte etwas so Klares und Durchsichtiges, daß man meilenweit in die Landschaft hinein sehen konnte, und diese hochgelegene Gegend, so frisch und luftig, so ruhig und schön, gewährte einen Anblick, der einem Herzen wohl thun kann, selbst wenn es trauert. Das heißt, den Herzen solcher Menschen, welche von Natur einen Sinn für äußere Eindrücke haben, und denen dann das Leben doppelte Genüsse und Freuden — vielleicht auch doppelte Schmerzen bietet.

John Stone kam spät und noch ermattet zu dem schon lange für ihn bereiteten Frühstück.

„Lassen Sie das Rouleau herunter — ich hasse Sonnenschein;" war Alles was er sagte, als er sich zu seinem Frühmahl niedersetzte.

Als Frau Fox zurückkehrte, Alles fortzuräumen, war sie in ihrem Sonntagsstaate, sie erwähnte, daß die Kirche um eilf Uhr anfänge, und es sei eine gute halbe Stunde Weges dahin.

„Ich gehe nie zur Kirche,“ erwiederte der Soldat kurz; dann, als besönne er sich, fügte er hinzu: „das soll Sie jedoch nicht abhalten, ich brauche nichts mehr.“

„Danke schön. Aber was wollen Sie vornehmen, indessen ich fort bin? Ich bin gewohnt, das Haus zu verschließen; eine alleinstehende Wittwe wie ich, muß vorsichtig sein.“

John Stone lachte. „Finden Sie, daß ich wie ein Schwindler oder ein Dieb aussehe, fürchten Sie, ich werde die Schränke erbrechen und das Silber stehlen? Nein, nein. Ich bin ein schlechter Mensch, aber nicht in der Art. Doch beruhigen Sie sich, alte Dame. Schließen Sie nur die Thür, ich werde draußen umherwandern bis zu Ihrer Rückkehr.“

„Sie sind sehr gefällig,“ sagte Dolly Fox, etwas beschämt aussehend. „In zwei Stunden bin ich wieder hier, indessen könnten Sie in den Park gehen. Der Park der Vanderdeckens ist schön.“

John Stone sprang hastig auf, stieß den Stuhl fort und begann auf und nieder zu wandern.

„Reiche Leute? Haben ein schönes Besitzthum? Ich will hingehen. Wo liegt es?"

„Gerade fort über den nächsten Anger. Sie gehen an dem Gehege des Parkes entlang bis zu einer Tafel mit der Aufschrift: ‚Bitte, den Fußsteig nicht zu überschreiten.' Der Einfall ist vom alten Herrn; er konnte den Weg nicht verbieten, aber er beschränkte ihn so viel wie möglich, um den Platz ganz als Privateigenthum hinzustellen. Dies ist so ein Stück von den Neuemporkömmlingen, wovon unsere Vorfahren nichts wußten. Sie sind nicht wie einst die guten alten Familien ihrer selbst so sicher, deshalb haben sie Furcht, uns arme Leute sich nahe kommen zu lassen, damit wir nicht herausfinden, daß der einzige Unterschied zwischen uns und ihnen in den Kleidern liegt."

Entweder war John Stone, der selbst sehr klug aussah, von dem Scharfsinn der alten Frau überrascht, oder in seiner Einsamkeit gefiel ihm eine kleine Unterhaltung, so ließ er sie reden. Ja er that selbst noch einige Frage über die Familie Vanderdecken, und wann sie in die Gegend gekommen sei.

„Vor drei Jahren. Er kaufte die Halle, als sie dicht am Verfall war, und erbaute ein prächtiges Haus — viel zu groß für den alten einfältigen Mann, er hat ja keinen Sohn es zu erben, nur eine Tochter; aber er soll sie mächtig lieb haben, lieber als etwas Anderes auf der Welt, außer seinem Gelde.“

„So ist er ein Geizhals?“ fragte der Fremde eifrig.

„Das kann man nicht geradezu behaupten — oder wenigstens giebt er gleich den meisten geizigen Menschen, da wo es ihm paßt und wo es recht in's Auge fällt, Geld aus. Ich möchte nichts gegen die Vanderdeckens sagen; sie ist eine gütige Dame und sieht noch erstaunlich hübsch aus, dabei ist sie bei allen Wohlthätigkeitsvereinen betheiligt und bekümmert sich um die Schulen. Der alte Herr hat die Kirche restauriren lassen — Beide sind fleißige Kirchenbesucher — und dabei ließ er ein Fenster mit prachtvoller Glasmalerei einsetzen zum Andenken an: ‚Anna, einziger Schwester von Jocob Vanderdecken,‘ die auf dem Kap vor ungefähr vierzehn Jahren starb. — Sie sehen, ich kann die Inschrift auswendig, denn ich sitze Sonntags ihr gerade gegenüber, und zuweilen, wenn ich etwas ärgerlich über den ‚alten Van‘ — so wird er hier genannt — sein möchte, so

fällt mir ein, wie kurz des Menschen Gedächtniß in der Welt ist, und daß Einer, der sich seiner Schwester nach so langer Zeit noch erinnert, doch nicht schlecht sein kann. Aber ich muß um Verzeihung bitten, daß ich so schwatze."

„Durchaus nicht," erwiederte Stone zerstreut. „Sie haben ganz Recht, der Menschen Gedächtniß ist kurz; sehr kurz. Ein Srüchwort sagt, daß eines Mannes Name ihn um ein halbes Jahr überlebt, wenn er Kirchen und Schulen erbaut hat — und ein anderes, daß die Speisen, welche zum Begräbniß bereitet waren, gut aufbewahrt und kalt gegeben, wieder zum Hochzeitsmahl dienten."

„Steht das in den Sprüchen — ich meine in der Bibel?"

„Nein, in einem viel besseren Buche." Als er bemerkte, wie gekränkt und empört die gute alte Seele aussah, sagte er wie entschuldigend. „Sie halten mich für einen Heiden, oder einen Abgefallenen?"

„Nein, gewiß nicht; ich hoffe, Sie sind ein guter Christ."

„Da irren Sie sich," erwiederte der Soldat sie mit glühenden Augen anblickend. „Ich bin kein Dieb, Sie brauchen nicht zu fürchten, ich würde Sie bestehlen oder

Sie ermorden. Aber ein Christ bin ich nicht. Ich glaube an Niemand und an nichts."

„Das betrübt mich. Doch Sie sind noch jung; vielleicht bringt der Herr Sie zu besserer Einsicht, ehe Sie sterben."

„Wird Er das? Weshalb ist es nicht schon geschehen? Warum that Er es nicht schon früher?"

„Das kann ich nicht erklären, Herr," erwiederte die alte Frau, legte das Tischtuch, welches sie forträumte hin und faltete die welken Hände. „So fragte ich gerade damals auch, als mein braver armer Tom erschossen wurde, während Jim Brody, der weder Eltern noch Frau und Kinder hatte und den das ganze Dorf gern losgewesen wäre, keine Schramme davontrug. Warum thut unser Herrgott so Vieles nicht, was Er thun könnte, und läßt Anderes ungethan, was, wie wir meinen, geschehen müßte? Ich kann den Grund dafür nicht angeben, Herr, und wahrscheinlich Keiner. Doch da beginnt das Läuten, ich gehe zur Kirche und sage meine Gebete; das kann mir und Niemand schaden."

Der Soldat schwieg, bis sie Alles vom Frühstück weggeräumt, dann sagte er plötzlich:

„Ich will Sie zur Kirche begleiten, Frau Fox, wenn Sie sich meiner Gesellschaft nicht schämen."

„O, Herr!"

„Doch hören Sie, ich bin Ihnen nicht gleich; ich gehe nicht dahin um zu beten, sondern zu meinem — Vergnügen. Ja, zum Zeitvertreib," sagte er lachend.

„Thut nichts; kommen Sie nur. ‚Wer nicht wider mich ist, ist für mich,' sagt man im Leben. Dann werden Sie unsere hübsche Kirche kennen lernen, und wenn Sie selbst unseres Pfarres Predigt nicht mögen, nur sein gutes, ehrwürdiges Gesicht zu sehen, wird Ihnen schon wohl thun."

Nach wenigen Minuten war das so verschiedene Paar auf dem Wege nach der Kirche. Die kräftige Wirthin in ihrem besten Sonntagsstaate, der nie abgelegten Wittwentrauer, und der schlanke, zarte, kränkliche Soldat an ihrer Seite schritten über den Anger dahin, von dem Geläute der Glocken begleitet, das man so herrlich nur in England hört. Es drang durch die windstille, sonnige Luft zu ihnen, erst einzeln, in dem gewohnten Ton, bis alle acht Glocken plötzlich zusammenschlugen zu einem vollen mächtigen Klange. Der Soldat

stand lauschend still, sein mageres Gesicht wurde noch hohler, seine Lippen zitterten.

„Unsere Glocken gefallen Ihnen? wir halten sie für sehr gut.“ sagte Frau Fox erfreut. „Es mag wohl lange sein, daß Sie kein Geläut englischer Glocken gehört?“

Er nickte. „Was ist das?“ fragte er, nach einem fernen Punkte zeigend, vielleicht um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

„Was meinen Sie?“

„Das seltsame Gebäude dort, das am Horizont wie eine große Raupe dahinzukriechen scheint, mit zwei Thürmen, gleich Hörnern, eines auf dem Kopf, das andere auf dem Schwanz.“

„Sie sind zu drollig, Herr,“ entgegnete Frau Fox sehr belustigt. „Sie müssen ein unterhaltender, witziger Mensch in Ihrer Jugend gewesen sein. Eine Raupe! Ja, es sieht fast so aus; und daß Sie nicht wissen, was es ist! Wahrhaftig, Sie müssen ein gutes Stück von England fort gewesen sein. Schickten denn aber die Freunde Ihnen nie Zeitungen, schrieb Ihnen Keiner vom Krystall-Palast?“

„Nein,“ erwiederte Stone in einem so scharfen schneidenden Tone, daß Dolly Fox beschloß, nie wieder

von seinen Freunden zu ihm zu sprechen. Sie war überzeugt, es war nicht Alles in Ordnung mit seiner Familie, und obgleich es ihr nicht an weiblicher Neugier mangelte, so hatte sie in ihrem langen, beinahe siebenzigjährigen Leben doch genug von häuslichem Elend und Familienunglück an sich und Anderen erfahren, um zu wissen, jedes Herz habe seine eigene Last von Sorge und Gram, und es sei besser, „schlafende Hunde ruhen zu lassen.“ Ohne weiteres Fragen führte sie ihren Begleiter über den Anger, eine Dorfstraße entlang nach der Kirche, an deren niederer Mauer er gestern Abend gelehnt.

Es war ein altes Gebäude, dem der Umbau ein modernes, ganz unmalerisches Aeußere gegeben. Nichts an der Kirche oder um sie her war bemerkenswerth, außer einem ehrwürdigen Eibenbaum, der über ein paar verfallene Gräber Wacht hielt. Von den modernen Denkmälern wurde Stone's Auge durch eines gefesselt, eine lange, hölzerne Tafel, quer vor dem Grabhügel befestigt, mit Namen und Datum und dem Text darunter: „Wachet darum, denn ihr wisset nicht, wann der Herr kommt.“

Der Soldat betrachtete die Inschrift mit einer Art Neugier, die in einen Ausdruck verächtlicher Geringschätzung überging. Vielleicht hätte er etwas Höhnisches gesagt, aber die alte Frau an seiner Seite schritt mit so andachtsvollem Gesicht dahin und zum ersten Male bemerkte er ihre Wittwentrauer. Obgleich er sich einen Ungläubigen nannte, schloß er doch die schon zum Reden geöffneten Lippen und folgte Frau Fox schweigend zur Kirchthür.

„Nehmen Sie Ihren Hut ab," flüsterte sie; denn er ging in die schon halb gefüllte Kirche hinein, wie ein im Traume Wandelnder, so wenig den Ort, als die Menschen beachtend. Auf die Mahnung besann er sich, und erröthete ein Wenig, gleich einem Kinde, das eine Rüge erhalten.

„Verzeihung, Frau Fox, ich habe alles gute Benehmen verlernt; ich war seit fünfzehn Jahren in keiner Kirche!"

„O, meine liebe Seele, wie schrecklich! Halt, halt!" ihn wieder am Aermel zupfend. „Die Kirche ist für Jeden gleich, doch aber sind wir gewöhnt, den Vornehmen die Vorderplätze zu lassen. Hier können Sie sich niedersetzen!"

Stone war im Begriff gewesen, gerade auf den Altar loszugehen, wo gegenüber einem weiß gedeckten Abendmahltische, den einige alten Leute immer noch den „Tisch des Herrn" nennen, sich ein schöner Kirchenstuhl befand, mit Schnitzwerk von Eichenholz, hochrothen Kissen und mit Bibeln und Gesangbüchern von enormer Größe reichlich versehen.

„Dahin dürfen Sie nicht, das ist der Sitz der Vanderdeckens, aber Sie können von hier aus das schöne Glasfenster sehen und auch den Prediger. Setzen Sie sich, Herr!"

Sie behielt noch immer die Anrede „Herr" bei; denn ihr sagte eine Ahnung, er sei einst ein Gentleman gewesen. Er interessirte sie, obgleich er sie in steter Angst erhielt; und die gute alte Frau sagte ihre Gebete schneller als sonst, und wandte sich dann um, mit einer Angst, wie eine Henne sie über eine kleine, ihr zugehörende Ente empfinden mag, zu sehen, was ihr Schützling thäte.

Zum Glück nichts Schlimmes oder Auffallendes. Ob er selbst vielleicht Jude, Türke, Ungläubiger oder Ketzer war, doch saß er still und wohlanständig neben ihr, vielleicht sah er sich etwas zu viel um, aber nicht

mehr als viele gute Christen, die recht neugierig auf die reichen, alten Grundbesitzer blickten, welche nach und nach mit ihren Familien die Kirche füllten.

„Immer sind die Vanderdeckens noch nicht dabei; sie kommen stets durch die Thür beim Altar herein; und sie anzublicken, ist der Mühe werth. Sie ist eine noch schöne Frau und kleidet sich prachtvoll. Jeden zweiten Sonntag hat sie einen neuen Hut auf.“

John Stone nickte beistimmend zu dieser leise geflüsterten Bemerkung. Dann saß er ruhig da, die Hände über den Knieen gefaltet, und seine Augen beständig auf die Eingangsthür gerichtet; wenn er nicht im Schatten gesessen, möchte er selbst vielleicht Aufmerksamkeit erregt haben. Er mußte entschieden schön gewesen sein, und wenn er nicht so viel Schweres erlitten, wäre er gewiß bis zum Alter schön geblieben; er hatte eines jener vollkommen regelmäßigen Gesichter, mit edlen Formen und Zügen, das, wenn auch tief gebräunt, doch zart war und einen jeden Eindruck wiederspiegelte, welches aber durch die Mühsal und Sorgen des Lebens alle Schönheit verloren, ja sich so ganz verändert hatte, daß selbst eine Mutter nach einem paar Jahren kaum den eigenen Sohn erkannt haben würde. Sein kahler Kopf und

der dichte graue Bart gaben ihm das Ansehen eines Mannes von sechszig Jahren, obgleich man bei näherem Hinblick sah, er sei noch nicht so alt.

Immer schaute er sich noch um, er hatte ja vorher gesagt, er ginge nicht zum Beten, sondern zum Zeitvertreib in die Kirche, bis ganz zuletzt die Familie Vanderdecken erschien; Vater und Mutter und Tochter. Ein großer Bediente ging voran, öffnete die Thür des Kirchstuhles, rückte die Stühle zurecht, legte noch ein Buch auf und entfernte sich dann. Dann beugten diese reichen Menschen ihre Häupter zum Gebet wie andere gewöhnlichen elenden Sünder.

Die ganze Familie machte den Eindruck großer Behaglichkeit. Frau Vanderdeckens violettes seidenes Kleid war von so voller, schöner Farbe, wie die im gemalten Glasfenster, und der weiße Hermelinpelz blendend wie Schnee. Sie verstand die Kunst, sich anzuziehen, besaß reichliche Mittel dazu, und wandte diese an. Ihre kleine Tochter war auch sehr kostbar gekleidet, trotzdem vermochte der prächtige Anzug sie zu nichts Anderem, als zu einem ganz alltäglichen Kinde zu machen, in dem man vergebens nach einer Spur von der Mutter Schönheit suchte; zum Glück hatte sie auch nicht den unzufriedenen, gelang-

weilten Gesichtsausdruck derselben geerbt, welcher deren große Anmuth verdüsterte, wie eine Wolke eine Landschaft trübt.

Gertrud's helle, kluge Augen schweiften durch die Kirche und begegneten John Stone's. Sie flüsterte der Mutter etwas zu, worauf Frau Vanderdecken sich umwandte und ihre schönen, blauen, kalten, seelenlosen Augen auf den armen Soldaten richtete. Sie betrachtete ihn aufmerksam, anscheinend nichts in ihm sehend, als einen sehr herabgekommenen, gebrochenen Menschen, dann kehrte sie sich zu ihrer Tochter und flüsterte ihr einige Worte zu. Sie mußten gütiger Art sein; denn das kleine Mädchen erröthete und sah vergnügt aus, dann setzte sie ihr verstohlenes Hinblicken nach dem Soldaten fort und hatte die größte Mühe, ihm nicht freundlich zuzulächeln.

Die Mutter sah nicht wieder hin, sie hatte ihre Pflicht gethan, Alles, was man von ihr erwarten konnte, erfüllt; und der arme Mann entschwand ihrem Gedächtniß. Er gehörte ja nicht zu ihr, paßte nicht in ihren Gedankenkreis; so ließ sie ihn unbeachtet und gab sich in behaglicher Weise ihrer Andacht hin.

Frau Vanderdecken war, wie Dolly Fox gesagt, wohl des Anblickens werth, und John Stone that dies während der ganzen Zeit. Ein paar Mal streiften seine Augen den alten starken Herrn an ihrer Seite, einen jener Männer, welche in der Gesellschaft nur als Gatten ihrer Frauen beachtet werden. Doch war ein Zug um seinen Mund, besonders um die vorspringende Unterlippe, und ein Glitzern in seinen kleinen, scharfen Augen, welche wohl begreifen ließen, daß Frau Vanderdecken nicht wollte: „Papa solle Alles erfahren," und daß die schöne Frau, die den kleinen, häßlichen Mann geheirathet, nicht die alleinige Herrscherin im Hause war.

John Stone mußte wohl die Menschen sehr studirt haben, er schien dies Alles sogleich zu sehen, und ließ auch nicht eine Bewegung der Familie Vanderdecken unbeachtet. Kein rächender Geist konnte mit beharrlicheren und kälteren Blicken nach ihnen schauen. Er hörte weder die Gebete noch die Predigt, er stand auf, wenn Frau Fox ihn anstieß und setzte sich mit den Anderen nieder, aber sonst that er nicht einmal, als sei er andächtig. Mochte er sein, wie er wollte, wenigstens war er kein Heuchler. Sein hartes, finsteres Anstarren störte die Vanderdeckens nicht, denn sie sahen es nicht; und

als sie mit der ganzen Gemeinde ihr Haupt beugten, den Segen und Frieden des Herren zu empfangen, warf dieser Mann, in dessen Gesicht kein Zug des Friedens war, den Kopf höher, als hasse er sie und klage sie beim Himmel an, der Alles mit angesehen und nichts verhindert hatte.

„Kommen Sie, Herr," sagte Mutter Fox, ihn sanft berührend, der hoch und regungslos dastand, „unser Einer geht immer vor den Vornehmen hinaus; obgleich, da es Abendmahlfeier ist, die Meisten wohl hier bleiben, die Vanderdeckens thun es stets, außer dem kleinen Fräulein. Kommen Sie!"

Sie führte ihn durch einen der Seitengänge, wobei er gleich einem Automaten dahinschritt, hinaus. Der Wind wehte scharf über den Kirchhof daher und ließ John Stone mit der Empfindlichkeit, welche das wärmere Klima ihm gegeben, zittern und beben.

„Gehen wir schnell," sagte die alte Frau. „Es wird gleich regnen, ich habe meinen besten Anzug an; außerdem möchte ich Ihnen gern etwas Warmes zum Mittag kochen — Sie sehen so erfroren aus."

„Sie sind sehr gütig, an einen solchen Menschen wie

ich zu denken," sagte der Soldat mit plötzlich veränderter sanfter Stimme.

Es regnete den ganzen Tag ununterbrochen, so daß weder Frau Fox noch ihr Schützling, als den sie ihn jetzt betrachtete, die Schwelle des Hauses wieder überschritten. John Stone verbrachte den halben Nachmittag schlafend auf der Ofenbank, er schien, sobald er nicht rauchte, was er fleißig that, wie aus Ermattung umzusinken. Außer diesen beiden Beschäftigungen des Schlafens und Rauchens schien er für nichts Sinn zu haben, weder für eine Arbeit noch einen Zeitvertreib. Frau Fox brachte ihm mehrere gute Andachtsbücher, er sah sie nicht an. Zuletzt that ihr seine Gleichgültigkeit gegen Alles so leid, daß sie gegen ihre Ueberzeugung als gute Christin ihm sogar am Sonntag eine Zeitung zum Lesen hinlegte. Aber ihm mußte die ganze Welt so fremd geworden sein, oder er ihr, daß er nicht mehr Notiz von der Times nahm, als wenn es ein weißes Blatt Papier gewesen wäre. Nie gewährte ein Mensch einen trostloseren Anblick, als dieser Mann mit seiner Gleichgültigkeit und seinem Unvermögen, etwas zu thun; eine kranke Seele in einem gebrochenen Körper. Sobald er schlief, kehrte der kindliche, unschuldige Ausdruck in sein

Gesicht zurück, so daß die alte Frau ihn mit einem Mitgefühl betrachtete, das sie nicht zu unterdrücken vermochte.

„Ich zweifle, daß er noch lange auf dieser Welt weilt, und vielleicht ist er auch darüber nicht böse, aus ihr scheiden zu müssen," sagte sie zu sich selbst, indem sie über die große Bibel, in der sie pflichttreu jeden Sonntag las, zu dem Schlafenden hinblickte: „Armer Mensch! Ich möchte nicht seine Mutter sein. Mein Tom ist glücklicher wo er ist, und ich bin auch zufriedener, als ich sein würde, wenn er wie Jener da zu mir zurückgekehrt wäre."

Doch war die Erinnerung an den armen Tom so stark, daß, als kurz vor dem Schlafengehen John Stone sie fragte, ob sie ihn nicht etwas länger hier behalten wollte, vielleicht für acht oder vierzehn Tage, Frau Fox, ohne an die Bezahlung zu denken, einwilligte.

„Bleiben Sie, so lange Sie wollen, ich habe nun einmal eine schwache Seite für das Militär. Vielleicht haben Sie auch einen weiten Weg bis zur Heimath?"

„Ja — einen sehr weiten."

„Da thun Sie recht, hier zu verweilen, und erst etwas kräftiger zu werden, ehe Sie dahin reisen. Holt

ist ein gesunder Ort, und dann ist Holywell so nahe. Sie können den halben Tag in dem schönen Park herumwandern."

„Das werde ich thun."

„Wenn Sie mich dem Hauswart nennen wollen — er ist ein Bekannter von mir — so könnten Sie dort ein- und ausgehen, wie es Ihnen gefiele, Niemand würde Sie dabei hindern."

„Niemand wird mich daran hindern."

Es konnte als eine einfache Thatsache genommen werden, aber der Ton klang wie eine Drohung und fiel Frau Fox auf. Mit dem Kopfe schüttelnd sagte sie:

„Mein lieber Mann, ich fürchte Sie sind einer der Radikalen, die alle Reichen hassen, nur aus dem Grunde, weil sie reich sind, und wir zu den niederen Klassen gehören, wie Sie es nennen. Ich zerbreche mir den Kopf nicht über solche Dinge, und wenn Sie erst so alt geworden sind, wie ich es bin, und Alles das durchgemacht haben, was mein Theil war, dann werden auch Sie wohl ruhig darüber sein."

Der Soldat schwieg hierzu. Nach einer Weile sagte er:

„Ich denke, ich müßte Ihnen wohl meinen Namen nennen, oder eine Bürgschaft meiner Ehrenhaftigkeit geben.“

„Wie es Ihnen gefällt, Herr. Natürlich wäre es besser, passender für alle Theile, und über dies erkundigt sich unser Prediger gleich, so bald er ein neues Gesicht in der Kirche sieht, er ist so gütig wie ein Vater zur ganzen Gemeinde. Da möchte ich dann gern sagen können, ich habe einen anständigen Mann im Hause.“

„Ich heiße John Stone, Freiwilliger vom — Regiment, als Invalide mit Pension entlassen. Wenn ich übrigens dabei verhungern sollte — die britische Nation ist gerade nicht allzu großmüthig gegen unbrauchbare Soldaten — blickt her!“

Er zeigte ihr wie dem Stationsaufseher den Beutel mit Goldstücken.

„Es ist Geld — ehrliches Geld, sofern Geld jemals ehrlich sein kann. Ihre Millionäre, die Vanderdeckens zum Beispiel, haben ihr Vermögen wahrscheinlich nicht auf bessere Art verdient.“

„O, ich hörte niemals etwas Unrechtliches vom Herrn Vanderdecken. Er ist ein respektabler Mann.“

„Nun, der bin auch ich, wollen Sie mir trauen?"

Die alte Frau blickte ihn scharf an. „Mir scheint, ich habe Ihnen schon vorher getraut. Doch bin ich oft hintergangen. Ich denke oft, die Welt ist aus zwei Klassen zusammengesetzt — denen, die sich auf Andere verlassen, und denen, die für sich selbst sorgen und einstehen müssen, was oft recht schwer ist und viel Sorgen schafft, aber der Herr liebt die Mühseligen am meisten."

„Thut er das? Wirklich?"

„Lachen Sie nicht, Sie mögen einst noch anderen Sinnes werden. Die jungen Leute denken Alles zu wissen, die alten sehen ein, wie viel ihnen zu lernen bleibt."

„Sie sind eine kluge Frau."

„Ich wünschte ich wär's. Gute Nacht jetzt. Sie haben einen traurigen Sonntag gehabt, wenn es Ihr erster in England war."

Eine unschuldige List, die aber nicht glückte, da John weder Ja noch Nein antwortete.

„Gehen Sie nur jetzt schlafen, vielleicht sind Sie morgen wohler." „Gute Nacht und wie die jungen Damen zu sagen pflegten, bei denen ich vor vierzig Jahren Kindermädchen war (denn ich bin unter Herrschaften ge-

wesen und kenne ihre Art.) Schönen Schlaf, angenehme Träume und ein frohes Erwachen."

„Nicht mehr in dieser Welt und eine andere wird nicht sein, wie ich hoffe; ich könnte es nicht ertragen. Ich bin so müde — so müde!"

Dies wurde nicht bitter oder gotteslästerlich gesagt, nur in vollkommener Erschöpfung, und Stone ließ seine kleine magere Hand einen Moment in der Rechten der alten Frau, welche sie in ihrer Güte ergriffen hatte. Sie war aber so gekränkt über seine Aeußerung, daß sie seine Hand schnell los ließ, worauf auch er sich abwandte, sein Licht nahm und nach seiner Stube ging, um der langen langen Nacht zu begegnen, welche entweder die ärgste Strafe oder die größte Wohlthat für Seinesgleichen — ist bis Gott ihnen die Ruhestatt bereitet, die sanfter sein mag, als sie ahnen.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

---

Was Holywell Hall auch einst gewesen sein mochte, jetzt war es zu einem jener prächtigen modernen Landsitze umgeformt, welche dem Geschmack der Fürsten der englischen Handelswelt so ganz besonders durch ihren Charakter des vollkommen Modernen zusagen. Gleich Herrn Vanderdecken haben diese kaufmännischen Magnaten selten ihren Großvater gekannt und da sehen die meisten von ihnen es als klug an, aus der düstern Glorie ruhmreicher Vergangenheit und einer für sie doch nicht zu erlangenden Ahnenwürde, in den vollen, blendenden Glanz gegenwärtigen Reichthums überzugehen.

Alles in Holywell Hall stammte ganz aus der Neuzeit, mit Ausnahme von einem paar alter Mauern,

welche des malerischen Effektes wegen stehen geblieben waren und der mächtigen, altehrwürdigen Bäume des Parkes, die doch nicht gut modernisirt und neu gemacht werden konnten, sonst hätte der Besitzer es gewiß gethan. Im Hause ließ er seiner Neuerungssucht vollen Spielraum. Die ganze kostbare Einrichtung: die Möbel, Gardinen, Teppiche, Spiegel, selbst Statuen und Bilder in diese Rubrik eingerechnet, hatte nicht einen Hauch des Antiken an sich. Die Gesammtausstattung des Hauses war vollkommen neu und fehlerlos der großen Weltausstellung entnommen, die damals gerade geschlossen worden. Holywell Hall war ein sehr schönes Gebäude, vollständig bis in die kleinsten Einzelnheiten mit allem zum Comfort Gehörenden versehen; es fehlte ihm nichts, was Geld — und neben anderen Kleinigkeiten kann ja dies auch Geschmack erkaufen — anzuschaffen vermag. Wenn es einen Mangel dort gab — und vielleicht ist er kaum des Erwähnens werth — so war es das gewisse ungreifbare Etwas, welches man als Gegensatz zu seinem Aeußeren die Seele des Hauses nennen möchte, die uns die Gegenwart und den Einfluß eines dort lebenden Wesens verkündet, welches die Stürme liebt, entweder schon um ihrer selbst willen, oder um der darin wohnenden,

Personen. Diese Seele, welche ganz einfache Zimmer schön und behaglich machen kann, ist nicht immer prächtigen Häusern gegenwärtig und war durchaus nicht in Holywell Hall zu finden.

Trotzdem war es ein schönes stattliches Haus, in seiner Art vollkommen, über jede Kritik erhaben; vielleicht möchte ein sehr scharfer Beobachter herausgefunden haben, daß seine Schönheit, gleich der seiner Herrin, etwas zu sehr an eine prachtvolle, steife Einförmigkeit geknüpft war. Es war fast gar keine Abwechselung zu finden, auch nicht die kleinsten jener allerliebsten Nachlässigkeiten — wie ein herumliegendes Kinderspielzeug, ein Buch, eine vergessene Handarbeit — wodurch ein Haus etwas so Bewohntes und Heimathliches bekommt. Vom Anfang bis zum Ende konnte man Holywell durchwandeln, ohne auf etwas Unregelrechtes zu stoßen, es war selbst nicht ein Hauch davon in Frau Vanderdeckens Boudoir, in welchem sie jeden Morgen zubrachte, nicht etwa mit irgend einer Beschäftigung, — sie hatte nichts zu thun, — nein, nur, weil die Damen der Nachbarschaft solches Gemach besaßen und dort bis zum zweiten Frühstück saßen. Diese hatten auch die hübsche Sitte der Handarbeiten angenommen, wie Frau Vanderdecken

bei ihrer Heimkunft aus fremden Landen bemerkte, deshalb folgte sie ihrem Beispiel, und man sah sie meist vor einem schönen Stickrahmen, an dem sie irgend eine Arbeit für einen Wohlthätigkeitsbazar verfertigte; das heißt, sie machte ab und zu ein paar Stiche, wenn sie dazu aufgelegt war, und ihre oder Gertruds Dienerin mußte das Ganze vollenden.

Der Effekt, welchen die prachtvolle Stickerei und die weißen schlanken Finger, mit den blitzenden Diamanten dabei hervorbrachten, war sehr gut. Das Boudoir war vollendet schön eingerichtet, mit besonderer Rücksicht auf jene rosigen Lichter — durch passende Vorhänge hervorgebracht — welche dem etwas verblühenden Teint einer Dame so zum Vortheil gereichen. Hier wurde der rosige Hauch noch kaum erfordert, das Antlitz hatte noch Jugendfrische, und die reiche Frau konnte alle sonstigen Mittel zur Erhaltung ihrer Schönheit anwenden. Trotzdem trug ihr Gesicht einen trübseligen und gelangweilten Ausdruck, wie fast immer Morgens, denn so früh kamen keine Besuche und Gertrud sah sie nie vor dem Frühstück. Das Kind stand jeden Tag um acht Uhr auf und nahm bei einer Lehrerin ihre Unterrichtsstunden, während die Mutter sich erst nach zehn von ihrem Lager

erhob und Gatten und Tochter frühstücken ließ, wie es seit dem zweiten Jahre des kleinen Mädchens geschehen, da der Vater sich an diesem Zusammensein besonders erfreute.

Gertrud war das einzige Kind. Frau Vanderdecken würde lieber einen Sohn gehabt haben — einen Sohn und Erben für dies schöne Besitzthum; dennoch liebte sie ihre kleine Tochter zärtlich. Frauen, welche anscheinend nicht viel Herz haben, besitzen trotzdem ein Mutterherz, wenigstens jenen natürlichen Theil Instinkt, der sowohl den Thieren wie den Menschen eigen und dennoch ein heiliger Trieb ist. Frau Vanderdecken besaß ihn. Sie hatte Gertrude während der Kindheit viel geliebkos't und verzogen, und jetzt da sie heranwuchs, hing sie an ihr, wie solche einfältigen Frauen sich an Jeden anschließen, der ihnen etwas von der Last des Lebens abnimmt.

Ich nannte sie eine einfältige Frau, das ist vielleicht zu viel gesagt. Es war ebenso wenig wirkliche Dummheit in ihr, wie absolutes Schlechte, sie war nur schwach, unentschieden, eigentlich aus Negativen zusammengesetzt, eine jener Frauen, die, wenn man sie ruhig ihren Weg gehen läßt, Niemand mit Absicht Schaden zufügen und sich ganz zufrieden fühlen, wenn sie recht behaglich auf

sammetnen Polstern sich strecken und das Leben halb schlafend oder sich amüsirend verbringen können, dabei etwas interessant, aber doch harmlos und gutmüthig sind, wenigstens dem Anscheine nach.

Diese Frau schien sich für nichts zu interessiren, sie hatte keine Lieblingsbeschäftigung. Ihr Boudoir war in der höchsten Ordnung, das Bücherregal unberührt, das Piano nicht geöffnet. Gelangweilt saß sie bei ihrer Stickerei, ab und zu wurde ein Stich gemacht, dann gähnte sie, sah nach ihrer mit Juwelen besetzten Uhr, um zu wissen, wie spät es sei, denn die Zeit, welche für thätige Menschen zu schnell dahin fliegt, schien für sie unaufhörlich nur zu kriechen, und die Stunden waren oft endlos. Endlich vermochte sie die ertödtende Langweile nicht länger zu ertragen, sie erhob sich, schellte und gab dem eintretenden Diener den Befehl, Fräulein Vanderdecken zu sagen, sie möge nach beendeten Unterrichtsstunden gleich zu ihr kommen.

Als aber kurz nachher das Kind hereingesprungen kam, mit einer übersprudelnden Lebensfrische, die es ordentlich hübsch machte, wurde es von der Mutter mit einem klagenden Vorwurf bewillkommt.

„Wie ungestüm, Gertrud! Und wie lange Du wieder bleibst — was hielt Dich so auf?"

„Meine Geschichtsstunde, Mama. Ich war gerade bei der Regierung der Königin Elisabeth und wünschte den Abschnitt zu beenden."

„Das ist eine Deiner Seltsamkeiten; wenn Du etwas begonnen, hast Du keine Ruhe, bis es vollendet ist. Du bist gerade wie Deine Tante." Frau Vanderdecken brach plötzlich ab.

„Hoffentlich nicht, wie meine Tante Anna, obgleich Papa es sich zuweilen einbildet; aber meine Wärterin sagt, sie sei schon eine alte Dame und so furchtbar dick gewesen. Ich möchte lieber meiner andern Tante gleichen — Tante Edna, heißt sie nicht so?"

„Ja."

„Brachte ich Dir nicht heute Morgen einen Brief von Tante Edna? — mir schien es wenigstens so," sagte das Kind zögernd, als berühre es ein verbotenes Thema.

„Der Brief war von meiner Schwester, sie erinnerte sich meines Geburtstages, was kein Anderer seit vielen Jahren gethan."

„O, Mutter, weshalb sagtest Du mir nicht Deinen Geburtstag? Ich hätte Dir etwas so Hübsches geschenkt und Dir noch manche glückliche Wiederkehr des Tages gewünscht. Sagen sie nicht so in England?"

„Ich weiß nicht, ich habe es fast vergessen."

„Du liebe alte Mama — Du mein theures Mütterchen, ich bin Dir so gut!" rief das Kind, sie zärtlich küssend und streichelnd. „Willst Du mir nun nicht Tante Edna's Brief zeigen? Ich möchte ihn gern lesen. Ob sie auch so hübsch schreibt, wie sie spricht? Wo ist der Brief — in Deiner Tasche? Bitte, bitte gieb ihn mir!"

„Kleine Mädchen sollten nicht beanspruchen, die Correspondenz ihrer Mütter zu lesen," entgegnete Frau Vanderdecken kalt; „und Du kennst Deine Tante so wenig, daß Dich ihr Brief gar nicht interessiren kann. Sie ist gesund, die ganze Familie befindet sich wohl; das ist Alles, was Du zu wissen brauchst."

Gertrud sah enttäuscht aus, doch unterließ sie jede fernere Bitte.

„Höre, mein Kind, Du hast nicht nöthig, Deinem Vater von dem Briefe zu erzählen. Er kennt die Stedman's nicht, unsere Lebensstellungen sind sehr verschieden,

daß wir uns schwerlich viel sehen werden. Je weniger wir also von Ihnen sprechen, desto besser."

„Schön, Mama."

Des Kindes Antwort wurde mit jener nachlässigen Bereitwilligkeit gegeben, welche weder Zustimmung noch Gehorsam andeutet. So wenig vorsichtig die Mutter war, das bemerkte sie doch, denn nachdem sie ihre Tochter unruhig angeblickt, sagte sie:

„Du mußt wirklich meine Worte und Wünsche mehr beachten, Gertrud. Du fassest so leicht eine Vorliebe für manche Menschen und bist doch nicht alt und vernünftig genug, Dir Deine Bekanntschaft zu wählen. Versprich mir, nie eine zu machen, ohne mein Wissen. Du mußt mir Alles, Alles mittheilen. Natürlich mir und Deinem Papa."

„Aber, Mama, Du sagst doch dem Vater nicht Alles."

Frau Vanderdecken war sehr verdrießlich und zeigte es durch üble Laune.

„Du unartiges, naseweises Kind, wie kannst Du es wagen, so zu Deiner Mutter zu sprechen — zu Deiner armen Mutter, welche nur Dich zu ihrem Trost und ihrer Freude auf der Welt hat."

Weder der Aerger noch das Pathos schien Gertrud tief zu ergreifen, wahrscheinlich war sie schon an Beides gewöhnt. Sie streichelte nur der Mutter Hand mit einer Art beschützender Zärtlichkeit und sagte beschwichtigend:

„Du guter alter Liebling, ich wollte Dich nicht ärgern. Ich werde es nie mehr thun — bis zum nächsten Mal, ich will auch das allerbeste Mädchen der ganzen Welt sein, wenn Du mich nur einmal wieder meine Tante Edna besuchen läßt.“

Mit einem Ausdruck der Bitterkeit wandte sich Frau Vanderdecken ab.

„Undankbares Kind, Du machst Dir gar nichts mehr aus Deiner Mutter. Tante Edna ist Dir Alles.“

„Nein gewiß nicht, wie wäre das auch möglich?“ erwiederte Gertrud in ihrer praktischen Art.

„Du bist meine Mutter und Tante Edna habe ich nur zwei Mal im Leben auf kurze Zeit gesehen, die Stunde mit eingerechnet, als ich in der vorigen Woche mit ihr und Vetter Julius im Krystall-Palaste zusammentraf.“

„Julius! heißt so ihr ältester Sohn? Ach ja, ich erinnere mich jetzt. Du scheinst es schnell behalten zu haben.“

„Ich fand den Namen so absonderlich und als wir bei den Fontainen spazieren gingen, fragte ich den Vetter, nach wem sie ihn genannt, vielleicht nach Julius Cäsar? Er sagte nein, sondern nach einem Onkel, der schon viele Jahre todt sei."

„Ja, eine lange von Reihe von Jahren."

Es lag etwas in dem Wesen der Mutter, was Gertrud, die, ebenso schnell und scharf im Beobachten, als jene langsam war, auffiel.

„Hast Du ihn gekannt, Mama? Wem glich er? War er auch mein Onkel. Sahest Du ihn je?"

Nein — wollte die Dame antworten, aber die verächtliche Lüge — die Lüge der Furcht — erstarb auf ihren Lippen. Es war fast unmöglich gegenüber den sie so ernst anblickenden, ehrlichen Kinderaugen eine Unwahrheit auszusprechen.

„Ja, ich kannte ihn einst ein Wenig. Aber er war kein Verwandter von Dir, nur Doktor Stedman's Bruder. Er ging nach Indien und starb dort."

„Woran starb er?"

„Ich glaube, er ertrank."

„Wo — im Meere?"

„Nein, in dem Hooghly Strome, wenn mir recht ist, ich hörte nie viel darüber. Jetzt aber brauchst Du mich nicht weiter in dieser Weise zu examiniren, ich kann Dir nicht mehr erzählen. Und Du mußt nicht wieder nach — nach Herrn Stedman fragen."

„Warum nicht? O, ich verstehe," und das Gesicht des Kindes nahm einen ernsten, innigen Ausdruck an. „Wir sollen recht vorsichtig sein im Sprechen über die Todten. Vielleicht, nein gewiß, hatten seine Verwandte ihn sehr lieb und trauerten tief, als er starb."

„Wahrscheinlich," erwiederte Frau Vanderdecken.

Sie erhob sich und stand in ihrer vollen Größe dem von der Decke bis zum Fußboden reichenden Spiegel gegenüber. Ihre sonst so frischen rothen Lippen waren um einen Hauch blasser, und in ihrem Wesen lag eine gewiße Unruhe, wie man sie wohl zeigt, wenn von einer unangenehmen Sache, einem Unfall oder etwas Schrecklichem gesprochen wird, woraus die sehr kluge Gertrud schloß, hier liege ein Geheimniß zum Grunde; und das arme kleine, nicht sehr gewissenhafte Mädchen — sie hatte ja kein Beispiel von Gewissenhaftigkeit vor sich — gelobte sich, trotz ihrer Mutter Verbote, würde sie den Vetter Julius, sobald sie wieder mit ihm zu-

sammenträfe, recht genau nach dem Onkel in Indien ausfragen.

„Da erschallt die Glocke; laß uns zum Frühstück gehen," sagte Frau Vanderdecken mit einem Ausdruck der Erleichterung, und indem sie die Hand ihrer Tochter mit bittender Zärtlichkeit nahm — welche der großen, schönen Dame fast rührend ließ — stieg sie langsam die breite Marmortreppe hinab und ging durch die Halle nach dem Speisesaal, in dem sie in einer prachtvollen, doch kalten Umgebung mit Gertrud und deren Lehrerin das zweite Frühstück einnahm.

Sie war sehr schweigsam dabei, wer konnte aber auch verlangen, daß sie zu einer gewöhnlichen Gouvernante viel sprechen solle? Niemals mischte sie sich in ihre Art zu unterrichten hinein, im Gegentheil zeigte sie stets die größte Abneigung und Unwissenheit für Alles, was auf die Schulstube Bezug hatte. Wenn sie die ältliche Dame anredete, die ihr ganzes Leben eine Kinderlehrerin gewesen war, so geschah es mit zurückhaltender Würde, die deutlich die Kluft hervortreten ließ, welche zwischen dem armen Fräulein Smith und Frau Vanderdecken von Holywell Hall bestand. Dabei war sie aber nicht unhöflich oder unfein, hier verhinderte sie auch

wieder das Negative ihres Charakters, etwas entschieden Unpassendes zu thun, und Fräulein Smith würde gewiß mit Frau Fox und mit noch vielen Leuten sich dahin vereinigt haben, nicht nur nichts zu tadeln, sondern viel Lobenswerthes an der ersten und reichsten Dame des Kirchsprengels zu finden. Es gehört wenig dazu, Popularität zu gewinnen, wenn wir über Tausende jährlich zu gebieten haben.

Während des Frühstückes sprach und erzählte Gertrud unaufhörlich, mit jener fröhlichen Leichtfertigkeit der Kindheit, so daß nach gerade der ärgerliche Ausdruck — Schmerz war es nicht — aus der Mutter Gesicht verschwand, und sie mit einem leisen Lächeln zuhörte, froh, etwas amüsirt zu werden. Wenn diese arme reiche Dame, deren Leben außer Pracht und Glanz Alles versagt zu sein schien, jemals froh und glücklich aussah, so war es in der Gesellschaft ihres Kindes.

Als die Lehrerin sich schon entfernt hatte, und Gertrud immer noch weiter schwatzte, sagte die Mutter mehr zu sich, doch von dem kleinen Mädchen gehört:

„Obgleich Dein Vater immer behauptet, Du wärest eine echte Vanderdecken und glichest mir in keiner Hin=



sicht, so hast Du doch zuweilen etwas an Dir, was mich entschieden an Deine Tante Edna erinnert."

„Bist Du betrübt darüber, Mama?" denn Gertruds feines Ohr hatte einen leisen Seufzer gehört.

„Betrübt? Wie kommst Du wieder zu solchem Einfall? Mein Himmel nein, außer daß Deine Tante nicht hübsch ist, es nie war. Aber wie ich Dir immer sage, Schönheit ist von keiner Bedeutung. Ich habe von der meinigen keinen Segen gehabt." (Wieder ein Seufzer.) „Nein Kind, Du bist viel besser daran so zu sein, wie Du bist, das würde Tante Edna Dir bestätigen."

„Würde sie das?" und für einige Minuten war Gertrud still und nachdenklich. „Bitte, Mama, wann kommt Tante Edna her?"

„Ich weiß es nicht."

„Wird sie uns nie besuchen?"

„Wie kann ich das wissen? Dein Papa ladet in sein Haus, wer ihm gefällt, wahrscheinlich wird er nicht daran denken, meine Schwester aufzufordern."

„Aber sehnst Du Dich denn nicht nach ihr? Sagtest Du Papa jemals, Du möchtest sie hier haben? Soll ich es ihm mittheilen?"

„Nein, nein! unter keinen Umständen," rief die Mutter schnell, wie gewöhnlich in dem Hinterhalt, in den ihre Schwachheit sich versteckte, von der Ehrlichkeit ihres Kindes gefangen. „Die Stedman's stehen in so ganz anderen Lebensverhältnissen als wir, daß wir nicht glauben, es würde ihnen viel Freude machen, her zu kommen. Dessenungeachtet ist Deine Tante Edna eine sehr gute Frau."

Mit diesen Worten erhob sich Frau Vanderdecken und befahl anzuspannen, während Gertrud, die sehr ungern in einer geschlossenen Equipage fuhr, um die Erlaubniß bat, im Parke umherzulaufen mit ihrer „alten Wärterin," einer Farbigen, über die sie eine unbegrenzte Macht hatte.

„Wie Du willst," sagte die Mutter mürrisch. „Du bist ja stets froh, mit Jemand Anderes als mir auszugehen, und gerade das zu thun, was ich nicht wünsche. Was für ein Vergnügen Du im Park finden kannst, an diesem feuchten, grauen Winternachmittage, das verstehe ich auch nicht."

„O, Mama, ich amüsire mich stets und überall, sobald ich mir selbst überlassen bin."

„Wie ihre Tante Edna, gerade wie sie,“ sagte die Mutter leise zu sich. Dann stieg sie in ihrem kostbaren, mit Pelz verbrämten Sammetmantel, die Visitenkartentasche von reichster Arbeit in der Hand, in ihre schöne Equipage ein, um jene Visitenrunde zu machen, die, sobald sie beendigt, immer von vorn an wieder begann, und die einzige Pflicht und Freude ihres Lebens ausmachte.

Ihre kleine Tochter trabte fort — ja, trabte ist der richtige Ausdruck für die Bewegung der runden, festen, kleinen Gestalt, die so frisch und entschieden auf den zierlichen Füßchen dahinschritt; das fröhliche Gesicht blickte aus einer runden Chinchilla-Kappe hervor, die Hände waren in einem solchen Muff geborgen und sie trug einen scharlachrothen Mantel wie das kleine Rothkäppchen. Gertrud war nicht hübsch, es war selbst jetzt nichts Malerisches an ihr, aber sie war ein echtes Kind, und das sagt viel in unserer Zeit; zugleich aber war sie ein eigenthümliches, gesetztes und verständiges kleines Wesen, klug und praktisch, mit einem etwas holländischen Typus, während ab und zu jene sonderbare Aehnlichkeit mit der englischen Schwester ihrer Mutter hervortrat, eine Aehnlichkeit, welche Frau Vanderdecken zugleich zu rühren und zu ärgern schien.

Das kleine originelle Mädchen schritt durch den Park, bald hinter den Büschen verschwindend, dann wieder auftauchend in ihrem scharlachrothen Leuchten, gleich einem frischen, fröhlichen Rothkehlchen.

Es war einer jener düsteren Tage, an denen, wie Freunde behaupten, alle Engländer geneigt sind, sich zu erhängen. Die moosigen Wege, einst so elastisch und grün, waren jetzt feucht und aufgeweicht, Haufen welken Laubes lagen am Boden, während noch einige Blätter an den Bäumen trostlos und zitternd flatterten, auch wohl losgelöst zu dem grauen Himmel aufwirbelten.

Die ganze Natur befand sich in der Uebergangszeit, wo sie sich noch nicht mit dem Winter versöhnt hat und trübe und hülflos daliegt, über ihr eigenes Absterben trauernd, wie ein Mann über ein verlorenes Leben oder eine Frau über die entschwundenen Tage der Liebe trauert. Dunkle, trostlose Tage in der Jahreszeit wie im menschlichen Dasein, aber sie müssen für uns Alle kommen.

Ja, selbst für die kleine fröhliche Gertrud werden sie nicht ausbleiben, obgleich sie jetzt noch keine Ahnung davon hat, auch durch die Düsterheit des Wetters nicht im Geringsten zu leiden scheint. Fröhlich ging sie dahin,

auf das feuchte Moos stampfend, wodurch kleine Pfützen in der Form ihres Stiefelchens entstanden, oder sie störte die vor ihr liegenden Blätter auf, daß sie umher flogen, was ihr köstlichen Spaß machte. Bald war sie der alten Wärterin weit vorausgeeilt, sehr zu deren Zufriedenheit, die nun ruhig nach Hause zurückkehrte, wie gewöhnlich, keinem es erzählend — und Gertrud that es gewiß nicht —, daß sie das kleine Mädchen allein gelassen; unpassende Aufrichtigkeit schien in dem Haushalte der Vanderdeckens nicht zu herrschen. So kam Gertrud allein zu ihrem Lieblings-Spielplatz, einem mit alterthümlichen Verzierungen umgebenen Teiche. Verschiedene Eichen, mit ungeheuer weiten, aber vom Alter hohlen Stämmen, in deren Inneren, so wie auf den Krümmungen ihrer Aeste Farrenkräuter, ja sogar kleine Brombeerbüsche wuchsen, umstanden den Rand; auch ein Eibenbaum, dessen unendlich mächtige Zweige das Wasser streiften und bis zu dem kleinen Eilande in der Mitte reichten, das wohl in späterer Zeit geschaffen und mit Rhododendron und anderen blühenden Pflanzen im Sommer geschmückt wurde. Es war ein etwas trübseliger Ort, mehr noch deswegen, weil sich einige verlorene Spuren von Kunst darin vorfanden. Gertrud

fühlte sich dort sehr glücklich, und nachdem sie die Wasservögel gefüttert, die mit bittenden Geberden zu ihr heranschwammen, als sei der dunkle Teich selbst ihnen nicht allzu angenehm, erkletterte sie ihren Lieblingsplatz, den Zweig des größten Eichbaumes, der über das Wasser hing, und saß dort sich schaukelnd, Ophelien gleich, wenn auch nicht singend wie diese. Dafür aber überließ sich dieses einsame Kind reicher Eltern, denen sie gar nicht glich, dem Bauen reizender Luftschlösser.

Heute war es eigentlich kein Luftschloß, das geschaffen wurde, sondern der Plan zu einem niedlichen, kleinen Sommerhäuschen, einer Mooshütte, ward entworfen, die der Gärtner ihr errichten mußte. Gertrud war mit allen Gärtnern und Arbeitern auf dem großen Besitzthum ihres Vaters, überhaupt mit allen geringen Leuten sehr gut Freund. Ja, der Gärtner müßte es ihr bauen, sie würde ihn so lange bitten, bis er es that, und dann wollte sie in ihr Sommerpalais Gäste einladen — wen aber? Indem sie ihre Gedanken herumschweifen ließ, konnte sie keine besseren, ihr angenehmeren Besucher finden, als Tante Edna mit ihren fünf Söhnen, Vetter Julius an der Spitze, wenn nur der große, schon so männlich aussehende Knabe sich herablassen würde zu

kommen. Dann, unter den günstigen Einflüssen von Thee und Kuchen und verwandtschaftlichen Gefühlen, würde es ihr vielleicht gelingen, die ganze geheimnißvolle, romantische Geschichte seines Onkels und Namensvetters Julius Stedman heraus zu bekommen.

Da Gertrud sie noch nicht kannte, begann sie sich dieselbe auszudenken, es war ihre Gewohnheit, heroische und tragische Geschichten zu erfinden. Sie vertiefte sich so ganz in ihre Einbildungen, daß sie ihren Muff in's Wasser fallen ließ und nahe daran war, diesem zu folgen, als die kräftige Hand eines Mannes sie zurückhielt. Er war leise näher und näher gekommen und hatte sie schon seit mehreren Minuten scharf beobachtet, doch in ihrer Versunkenheit hatte sie ihn nicht bemerkt. Wahrscheinlich wollte er auch nicht gesehen sein, da er sich hinter dem Eibenbaum versteckt, bis er es doch nicht lassen konnte, die Hand auszustrecken, um das Kind vor dem Fall in's Wasser zu behüten.

„Seien Sie vorsichtig, kleines Fräulein," sagte er barsch. „Dies ist ein schlechter Sitzplatz für ein Kind. Sind Sie allein?"

Ja, sie war allein. Kein Mensch befand sich in der Nähe, sie vor dem rauhen Mann zu beschützen, der so

grimmig sprach, als ob er sie hasse und bereit sei, ihr allerlei Uebles zu thun. Aber Gertrud war durchaus nicht feige, wenn sie überhaupt etwas hätte ängstigen können, wären es übernatürliche Dinge gewesen, und dies war ja nur ein Mensch; als sie genauer hinblickte, erkannte sie sogar ein Gesicht, das sie schon gesehen — das des armen Soldaten, der ihr das Leben gerettet, und an den sie häufig gedacht. Der hatte gewiß nicht die Absicht, ihr Böses zuzufügen.

Sie sah ihn ruhig und fest an.

„Ja, ich bin allein. Weshalb fragen Sie danach? Was wollen Sie mir thun?"

„Ihnen thun, mein Schäfchen — was sollte ich Ihnen wohl thun wollen? Sie verspeisen, wie der Wolf Rothkäppchen verzehrte? Seh ich danach aus?"

Er lachte — für das Kind ein furchtbares Lachen — und stierte sie mit den wildesten Augen an, die sie je gesehen oder einem Oger oder Riesen zuerkannt hatte. Dabei war er von kleiner, zarter Gestalt, und sah so krank aus, daß Gertrud trotz ihres Schreckens betrübt um ihn war. Vielleicht mochte er ein Wenig verrückt sein, und sie hatte gehört, Wahnsinnige müsse man behandeln, als fürchte man sich gar nicht vor ihnen. Ob-

gleich sie immer zitterte, antwortete sie doch möglichst ruhig und sanft:

„Sie würden ein schlechter, grausamer Mensch sein, wenn Sie ein kleines Mädchen tödten, das Ihnen nie ein Leid's gethan."

„Wirklich?"

„Und wenn Sie mich mordeten" — ihr Muth wuchs während des Sprechens — würden Sie dafür bestraft werden. Mein Papa ließe Sie hängen."

Der Soldat lachte wieder. „Was könnte Ihnen das nützen? Mein Erhängtwerden machte Sie nicht wieder lebendig. Ihm würde es ein Trost sein; Rache ist süß — sehr süß" —

Er vollendete den Satz leise vor sich hinmurmelnd. Jetzt wurde Gertrud ernstlich besorgt. Sie wäre gern nach Hause gelaufen, aber der Mann lehnte gegen den Stamm der Eiche und versperrte ihr das Herunterspringen. So verharrten die Beiden in ihrer Stellung, doch der Kerkermeister schien ihre Gegenwart vergessen zu haben nnd in tiefe Gedanken versenkt zu sein, bis Gertrud es wagte, ihn von Neuem anzureden.

„Bitte, guter Mann, lassen Sie mich herunter. Es kann Ihnen doch nichts nützen, gegen ein kleines Mäd-

chen grausam zu sein. Sie thun mir sehr leid, weil Sie so krank aussehen; ich würde Ihnen gern etwas Geld geben, aber ich habe leider nichts in meiner Tasche. Sobald aber meine Mama nach Hause kommt, will ich ihr von Ihnen erzählen."

„Ist Ihre Mutter fort?"

„Ja, sie ist auf einer Spazierfahrt. Sie könnten auf sie am Parkthor warten, sie würde Ihnen etwas geben. Meine Mama ist sehr gut."

„Das ist eine Lüge," rief der Soldat heftig.

Jetzt vergaß das kleine Mädchen alle Furcht in einem Ausbruch heißester Empörung.

„Wie können Sie wagen, so etwas zu sagen? Was wissen Sie von meiner Mutter? Sie ist eine feine Dame, und Sie sind nur ein gewöhnlicher Mann, nicht einmal ein Gentleman, denn da würden Sie überhaupt nicht von ‚Lügen' zu mir sprechen."

„Meinen Sie?" erwiederte der Mann, und schaute mit einer Art Neugier in das kleine, furchtlose Gesicht, das vor zürnender Erregung glühte. Dann sagte er milder: „Sie gleichen ihr nicht, keine Spur von Aehnlichkeit. Ich will Ihnen kein Leids thun; steigen Sie

herab. Erlauben Sie mir, Ihnen behülflich zu sein, Fräulein Vanderdecken!"

Er bot ihr seine Hand mit solcher Höflichkeit — durchaus nicht wie ein Oger, mehr wie einer der verkleideten Prinzen aus den Märchen, so daß Gertrud ihn starr vor Staunen anblickte. Anstatt davon zu laufen, wie sie erst gewollt, wandte sie sich um, ihm die Hand darreichend.

„Leben Sie wohl. Sie scheinen mich zu kennen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, und meine Mama wird es auch sein. Sie weiß, wer Sie sind, (der Soldat fuhr zusammen) und ich auch."

„Wirklich? Wer bin ich denn?

„Ich glaube, Sie sind der Mann, der mich am Sonnabend unter dem Wagen hervorzog. Ich habe nicht viel darüber geredet, meine Mutter mag nicht gern von unangenehmen Sachen sprechen, und sie ist so leicht erschreckt; aber ich weiß wohl, daß ich ohne Sie jetzt schon todt und begraben und in den Himmel gegangen wäre."

Er lächelte über die sonderbare Wortstellung, doch konnte er die Thatsache nicht ableugnen. Mit der Eigenthümlichkeit seiner Natur, in welcher Eindrücke,

welche zuerst leicht schienen, anstatt mit der Zeit zu verblassen, tiefer und stärker wurden, war es ihm in den drei letzten Tagen mehr als einmal in den Sinn gekommen, wie nahe er und das Kind daran gewesen, „in den Himmel zu gehen," wie Gertrud es nannte, zusammen dahin zu gehen. Als welch ein seltsamer Zufall das betrachtet sein würde, und wie eigenthümlich es gewesen, wenn sie Beide todt unter den Schienen hervorgezogen worden und dann (denn so sorglos er über sein Leben war, so hatte er doch Maßregeln getroffen, daß er nach dem Tode erkannt wurde —) er als — er und das Kind als Frau Vanderdeckens Tochter identificirt wären. Halb höhnisch und doch wieder durch eine ihm unbegreifliche Macht angezogen, mit ganz anderen Gefühlen, als er für sie zu hegen gemeint, betrachtete er das kleine Mädchen lange und prüfend.

„Würden Sie gern ‚in den Himmel gegangen' sein, wie Sie es nennen?"

Gertrud dachte einen Moment nach. „Nein. Wenigstens jetzt noch nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil ich mich hier sehr glücklich fühle."

„Glücklich!" wiederholte der Mann und blickte das Kind verächtlich und zugleich mitleidsvoll an. „Glauben Sie, daß ein Mensch glücklich ist? Halten Sie Ihre Mutter für glücklich?"

„Natürlich. Nein, warten Sie einen Augenblick," und das kleine offene Gesicht nahm einen Ausdruck an, der in dem Moment in seiner Lieblichkeit an den eines anderen Antlitzes erinnerte — wie wir ja zuweilen beinahe mit Schrecken unsere geliebten Todten in der Aehnlichkeit mit einem der Verwandten der neuen Generation momentan ersteigen sehen. „Nein," fuhr Gertrud fort, „ich fürchte, Mama ist nicht immer glücklich; denn sie sagt zuweilen, ich sei ihre einzige Freude, ihr Trost, und das ist doch sehr wenig, was sie da hat."

Ein Ausdruck wilden Triumphes flammte mit düsteren Leuchten in den Augen des armen Soldaten auf. „So ist sie also nicht glücklich? Weder all ihr Reichthum, noch ihr Gatte vermögen sie glücklich zu machen? Zuweilen zankt sie sich mit Ihrem Vater — nicht?"

Der Mann mußte seine Besinnung ganz verloren haben, sonst würde er den Blick voll Staunen und

Vorwurf des kleinen Mädchens bemerkt und recht gedeutet haben.

„Sie sind ein ganz sonderbarer Mensch, so zu mir über meine Eltern zu sprechen. Was kennen Sie von ihnen? Ich bedauere Sie herzlich, bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir das Leben retteten, und wenn mein Papa Ihnen mit Geld —“ Das kleine Mädchen hielt verwirrt inne, ein natürliches Empfinden, stärker als all ihre Erziehung, hieß sie schweigen.“

„Sie denken wohl — wahrscheinlich lehrte Ihre Mutter es Sie — daß Geld Alles vermag; dem ist aber nicht so. Ich bedarf nichts. Ich weiß, ich rettete Ihnen das Leben, aber ich ziehe vor, Sie dafür in meiner Schuld zu haben. Sie können Ihrem Vater das sagen, wenn Sie wollen.“

Getrud sah verlegen aus. „Ich wünschte, ich könnte es Papa erzählen, damit er Ihnen auch dankte. Aber er weiß nichts von dem Vorfall, meine Mutter wollte nicht, daß er es erführe.“

„So hat sie Geheimnisse vor ihrem eigenen Mann?“ fragte der Soldat eifrig.

„Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen, und wirklich, ich möchte lieber nicht mehr mit Ihnen reden,

möchte fortgehen," antwortete das kleine Mädchen fast weinend, aus einer unbestimmten Angst, die sie nicht zu bewältigen vermochte, wenn auch andererseits ihr sehr romantischer Sinn durch das Abenteuer bis auf's Höchste interessirt und angeregt war.

Der Soldat schien auf eine längere Unterhaltung gerechnet zu haben, denn er hatte sich die Mühe gegeben, aus seinem Ueberzieherock ein Kissen für das kleine Mädchen zu machen, damit sie auf dem Baumaste bequemer säße; jetzt nahm er es wieder fort, und sagte ruhig.

„Sie können gehen, wenn es Ihnen gefällt. Adieu."

„Adieu!" Gertrud ging eilig von dannen; nach einer kurzen Strecke blieb sie stehen, sich umblickend.

Der Mann saß noch wie vorher da, die Arme auf die Kniee gestützt, in das dunkle Wasser starrend. Seine ganze Erscheinung, ja seine ganze Stellung hatten etwas so Tieftrauriges und Verlassenes, er schien so durchaus vereinsamt, wie er an dem trüben, nebligen Wintertage im Freien saß, daß Gertrud, die zu dem schönen, warmen Zimmer zurückkehrte, wo der einladende Theetisch ihrer harrte, von dem Contrast ihrer beider-

seitigen Lage zu sehr ergriffen und das Herz ihr weich wurde.

Sie kehrte um und berührte seinen Arm.

„Verzeihen Sie, ich vergaß etwas. Bitte, sagen Sie mir, wer Sie sind, und wo Sie wohnen? Wenn es in unserem Kirchspiele ist, wird Mama gewiß kommen, denn sie hat ihren Distrikt und macht regelmäßig die Runde, wenn sie nicht meine Wärterin und mich statt ihrer schickt. Ich würde so gern zu Ihnen gehen. Wie heißen Sie?"

Eine einfache Frage, und von einem so unschuldigen Blick liebreicher, treuherziger Kinderaugen begleitet; doch fuhr der Soldat dabei zusammen, wurde erst blaß, dann glühend roth, und wandte sich trotzig ab.

„Was kümmert Sie mein Name? Warum fragen Sie mich aus? Welches Recht hat Ihre Mutter, mich aufzusuchen?"

„Sie geht zu den Armen und Kranken im Sprengel, alle Damen thun es. Aber sie soll nicht kommen, wenn Sie es nicht mögen. Wenn es Ihnen so sehr mißfällt, will ich ihr gar nicht von Ihnen erzählen."

„Das ist recht," erwiederte der Mann, und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, fügte er hinzu:

„Wenn Sie versprechen, Ihrer Mutter gar nichts zu verrathen, will ich Sie hier alle Nachmittage treffen, und Ihnen eine Menge der schönsten Geschichten und wunderbarer Abenteuer aus fremden Ländern erzählen. Ich bin durch die halbe Welt gereist und habe Merkwürdiges genug erlebt.“

„Wirklich?“ rief Gertrud mit großen vor Entzücken strahlenden Augen. Das war einmal etwas Außergewöhnliches, nach dem sie sich stets gesehnt, ein Abenteuer, wie es schöner in keinem Märchen vorkommen konnte; und der Umstand, daß es ein verbotenes Vergnügen war, machte den Reiz nicht geringer, sondern erhöhte ihn noch für das arme kleine Mädchen, welches nicht in der heiligen Atmosphäre der reinen, einfachen Wahrheit erzogen wurde, die einen Mangel an Aufrichtigkeit sowohl den Kindern als den Eltern unmöglich macht.

Es giebt ein altes Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen,“ und die, welche mit kleinen Listen und Vorspiegelungen aussäen, ernten oft gröblichen Betrug. In diesem Falle ließ Gertrud's bessere Natur sie noch zögern, und schüchtern sagte sie: „Mama bittet mich stets, ihr Alles zu erzählen;

aber — aber — so schöne wunderbare Geschichten zu hören — das würde doch zu reizend sein."

„Sehr hübsch und alle wahr," erwiederte der Soldat etwas höhnisch. „Es spricht ja Jeder immer die Wahrheit, Ihre Mama natürlich auch. Nun, wollen wir ein Abkommen treffen und es durch Handschlag bekräftigen?"

Als jedoch mit dem schnellen unbedachten Vertrauen der Kindheit die kleine warme Hand in die seine fiel, empfand auch die edlere Natur des Mannes ein leises Mahnen des Gewissens; aber er schlug es nieder. Dem kleinen Mädchen wollte er gewiß nichts Uebles thun, er mochte sie sogar gern, und was das andere anbetraf — was ging das ihn an?

„Nun wohl, meine Liebe," sagte er freundlich, sich bemühend so zu sprechen, wie er annahm, man müsse mit Kindern reden; „so haben wir also einen Pact zwischen uns abgeschlossen. Nehmen Sie sich in Acht, ihn nicht zu brechen; ich werde ihn gewiß halten."

„Ich auch. Aber —" die Neugier trug den Sieg davon, „ich möchte so gern Ihren Namen wissen."

„John Stone."

„Danke schön. Doch nun leben Sie wohl — ich höre den Wagen kommen.“

Sie flog davon wie ein Vogel, gleich dem kleinen Winter-Rothkehlchen, dem sie so sehr glich — und ließ ihn allein in dem grauen nebligen Zwielichte.

---

# Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Fast täglich, eine ganze Zeit lang, trafen John Stone, der Soldat, und das kleine Fräulein Vanderdecken zusammen an entlegenen und geschützten Stellen des im Winter so verlassenen Parkes, anscheinend zufällig und doch auf Verabredung. Zuweilen war Gertrud's Wärterin dabei, oft auch nicht. Jedenfalls war es John Stone gelungen, die Treue und Verschwiegenheit der Frau zu gewinnen, sowohl durch Geld, wie dadurch, daß er ihr geliebtes Hindostanisch mit ihr sprach; sie war eine Ahja gewesen und von Calcutta nach dem Cap gebracht worden. Da ihm dies geglückt, hatte er keine weitere Furcht vor zu frühzeitiger Entdeckung, denn in Holywell Hall wurde wie in den meisten großen Häusern von

dem Kommen und Gehen einer Person wenig Notiz genommen, selbst nicht wenn diese die junge Dame des Hauses war. Außerdem war man an Fräulein Gertrud's unabhängiges und selbstständiges Handeln gewöhnt, das einen so auffallenden Gegensatz zu ihrer Mutter anmuthiger Lässigkeit bildete; deshalb wurde die Ausführung dieses heimlichen Abenteuers leicht. Das einzig Störende in der ganzen Sache war des Kindes eigenes Gewissen, das sich zuweilen regte; dann bat sie John Stone um die Erlaubniß, ihrer Mutter Alles zu erzählen, er aber beruhigte sie stets mit dem Versprechen, das solle bald geschehen. Und wenn sie entdeckt würden, sagte er ihr, so möchte sie nur Alles wahrheitsgetreu berichten.

„Denken Sie aber, wenn Mama ärgerlich würde und mir verböte, Sie ferner zu sehen, was sollte ich dann thun?“

Gertrud sprach mit ängstlichem Eifer, denn die Gesellschaft dieses Mannes übte einen Zauber auf sie aus, der Reiz seiner Erzählungen, das Interesse, welches sein Wesen, seine Manieren — so ungleich denen eines gemeinen Soldaten, vielmehr denen eines verkleideten Prinzen so ähnlich — ihr einflößten, hatten das

romantische Kind ganz berauscht. Sie hatte ihn nicht geradezu lieb, nein sie fürchtete sich zuweilen vor ihm, denn er war oft zu sonderbar, zu heftig erregt in seinem Betragen, aber Tag und Nacht lag er ihr im Sinn, sie dürstete danach, ihn wieder zu treffen und etwas Neues, Wunderbares zu hören.

„Ihre Mama ärgerlich?“ wiederholte Stone höhnend. „Ich denke, vornehme Damen werden niemals ärgerlich. Nun, in dem Fall schicken Sie sie nur zu mir — zu John Stone, der in Frau Fox' Gasthaus logirt, und ich werde die Sache für Sie ausfechten.“

„Wollen Sie das wirklich? Und bitte, sagen Sie ihr dann auch, ich hätte Ihnen ein Versprechen geleistet, das hätte ich halten müssen. Man soll ja nie ein Versprechen brechen.“

„Lehrte Ihre Mutter Sie das?“

„Nein, Papa. Er ist sehr gewissenhaft darin. Er sagt, wer treu und wahr in kleinen Dingen, ist es auch in großen; und wer erst einen Menschen getäuscht hat, wird auch einen Anderen betrügen. Darüber spricht er oft in einer Weise, daß Mama anfängt zu weinen.“

„Warum?“ rief Stone eifrig nach dem „Familien-

Gespenst" greifend, dessen Dasein das Kind verrathen hatte.

„O, sie ängstigt sich ein Wenig vor Papa, und doch meint er es nicht böse. Gegen mich ist er nie unfreundlich. Er kann es nur nicht leiden, daß sie Geld von ihm verlangt; zuweilen wird er heftig und zankt mit ihr, daß Mama weint und schluchzt und wünscht, sie hätte nie geheirathet. Und das macht mich so, so unglücklich. Aber ich dürfte Ihnen wohl dies Alles nicht erzählen."

„Thut nichts. Ich kann schweigen; ich hätte auch Niemand, dem ich es wiedersagen könnte."

„Haben Sie nicht Verwandte — Keinen Menschen, der zu Ihnen gehört?"

Stone schüttelte den Kopf.

„Ich wünschte, Sie hätten ein kleines Mädchen, mit dem ich spielen könnte. Sie waren wohl nie verheirathet?"

„Nein."

Aber Sie hatten doch Vater und Mutter — vielleicht Brüder und Schwestern?"

„Keine Schwester."

„Wie schade. Es muß hübsch sein, eine Schwester zu haben. Ich besitze auch keine Verwandten, wenigstens keine, die ich öfter sehe. Das ist auch ein Geheimniß," sagte das Mädchen ernst. „Ich weiß nicht den Grund, aber Mama mag mich nie von meiner Tante reden hören, — meiner einzigen Tante Edna."

Der Soldat zuckte zusammen. Er saß neben dem Kinde in der Höhlung eines alten mächtigen Eichenstammes, und hatte eine seiner wunderbaren Geschichten erzählt, bei denen er wohl nur allein wußte, was Wahrheit, was Dichtung sei; dann hatte er sich wie oft jenem schweigenden Träumen überlassen, wobei er dem Sonnenuntergange zugeschaut und auf den Gesang eines kleinen Zaunkönigs gelauscht, der an dem milden Wintertage so hell und fröhlich jubelte, als komme schon der Frühling. Aus diesem Traume fuhr er jetzt in großer Erregung empor.

„Verzeihung, ich hörte nicht recht zu. Nennen Sie noch einmal den Namen Ihrer Tante!"

„Tante Edna, Mama's einzige Schwester; ich wußte nämlich nie, daß sie eine Schwester habe, bis vor einem Jahre, als wir durch London fuhren und Mutter an

einer Thür den Namen: „Doktor Stedman“ las. Das ist Tante Edna's Mann, ein Arzt.“

„Wo wohnt er?“

„In Brook Street, Hanover Square,“ erwiederte das kleine Mädchen, ganz entzückt über ihre eigene Wichtigkeit, Auskunft zu ertheilen. „Es ist nur ein kleines Haus; als Mama sie besuchte, war sie erstaunt, daß sie in einer solchen engen Wohnung leben könnten, aber sie meint, sie müßten es wohl, da sie arm sind.“

„Arm?“

„Das heißt, im Vergleiche zu uns; mir scheint, sie können keine armen Leute sein, oder wenigstens muß es sie nicht betrüben. Sie sehen so glücklich und vergnügt aus — Tante Edna und ihre fünf Söhne.“

„Fünf Söhne!“ sagte Stone, der, nachdem die erste furchtbare Aufregung sich gelegt, sich wieder in einer seiner Lieblingsstellungen niedergesetzt, vorgebeugt und die Augen mit der Hand beschattend. Er sagte, sein Gesicht habe gelitten, und er trug zuweilen eine blaue Brille. „Wie geht es ihrem Manne — Ihrem Onkel?“

„Sie meinen Doktor Stedman; ja, natürlich, er ist ja mein Oheim; aber ich sah ihn noch nie. Wir waren nur einmal dort, und sie kommen nie her.“

„Weshalb nicht?"

„Es scheint sie Niemand zu ersehnen, außer mir. Ich möchte es sehr gern, es wäre so hübsch, mit meinen Vettern zu spielen, besonders mit Julius."

Stone sprang auf, dann setzte er sich wieder, und während er sprach, zerbrach er einen Zweig in kleine Stücke.

„Verzeihen Sie, Gertrud! Fahren Sie fort, bitte theilen Sie mir Alles über Ihre Verwandten mit!"

„Würde Sie das wirklich interessiren?" rief das kleine Mädchen entzückt. „Es ist nur leider nicht viel zu erzählen, da ich sie selbst so wenig kenne. Sie wohnen in Brook Street, wie ich schon sagte, und sind eine sehr glückliche Familie, scheinen sich so innig zu lieben. Zwei der Knaben sind größer als Tante Edna — sie ist nämlich eine sehr kleine Frau — und sie liebkosen sie und tändeln mit ihr, und scheinen doch so stolz auf sie. Julius sagt, sie erzählten ihr Alles, verschwiegen ihr nie etwas — dasselbe wünscht meine Mama von mir," fügte das Kind seufzend hinzu — „aber ich kann nicht immer ihren Wunsch erfüllen. Finden Sie nicht, daß es Menschen giebt, denen man Alles sagen muß, ebenso

wenig wie man Personen zu lieben vermag, nur weil sie es wünschen."

Das kleine Mädchen berührte eine tiefe geheimnißvolle Macht, vielleicht die größte in der elterlichen Herrschaft und Erziehung. Solche ethischen und moralischen Fragen interessirten John Stone nicht, doch schien er mit schmerzlicher Theilnahme Gertruds Worten zu lauschen.

„Fahren Sie fort; erzählen Sie mir mehr."

„Von den Stedman's? O, sie sind, glaub' ich, die glücklichste Familie der Welt. Kein Wunder, daß sie sich nicht sehnen, zu uns zu kommen."

„Ist dem so — wer sagt es?"

„Meine Mutter."

„Dann ist es natürlich wahr."

„Ich wünschte, Sie sähen Tante Edna; ich bin ihr gar zu gut," rief Gertrud enthusiastisch. „Sie ist nicht hübsch, auch keine große feine Dame — kleidet sich sehr einfach, aber sie hat etwas so Liebes, Anmuthiges und Frisches in ihrem Wesen. Das erste Mal, als sie mich sah, zog sie mich auf ihren Schooß und küßte mich unter Thränen, wobei sie zu Mama sagte, sie habe auch ein Töchterchen gehabt, das aber als Baby gestorben. Trotzdem scheint sie mit ihren fünf Knaben sehr glücklich

zu sein. Ach, ich könnte Tante Edna von ganzem Herzen lieben, wenn man es mir gestatten wollte. Doch still. Wir scheint ich höre den Wagen, ich muß laufen, zu Hause zu sein, ehe Mama kommt. Adieu, adieu!“

„John Stone erwiederte ihren Abschiedsgruß; er hatte wenig auf ihre letzten Worte geachtet, als sie aber ging, rief er sie zurück. Warten Sie einen Augenblick, bitte! Ihr Onkel ist ein Arzt; ich könnte ihn vielleicht brauchen, da ich mich oft sehr krank fühle. Geben Sie mir seine Adresse!“

Gertrud gab sie mit bereitwilligem Eifer.

„O, gehen Sie zu ihm, ich bin überzeugt, er wird Ihnen helfen. Dann würden Sie auch vielleicht Tante Edna und meine Vettern sehen, und mir recht viel bei Ihrer Rückkehr von ihnen erzählen. Besser wäre es wohl, Sie sprächen nicht von mir.“

„Gewiß.“

„Ich möchte wissen,“ sagte das kleine Mädchen, immer noch verweilend, da eine neue brillante Idee bei ihm aufgetaucht, „da Sie doch in Calcutta waren und auf dem Flusse Hooghly dahingeschifft sind, ob Sie nicht etwas gehört haben von — von“

„Von was?“

„Nichts besonderes. Ja und doch etwas Außergewöhnliches, wie ich aus Mama's Verbot, darüber zu sprechen, entnehme. Es ist ein Geheimniß, das, wenn ich es herausbekommen könnte, vielleicht so interessant wäre, wie die Geschichten, welche Sie mir erzählen. Hören Sie“ — und sie neigte ihre frischen Lippen zu seinem Ohr, als sollten selbst die stummen Bäume ringsumher nicht lauschen, und flüsterte: „Vetter Julius vertraute mir, er hätte einst einen Onkel gehabt.“

Diese Mittheilung machte nicht den erwarteten Eindruck. Stone hörte ruhig und kalt zu, mit auf den Boden gehefteten Augen. Endlich fragte er:

„Lebt jener Onkel?“

„Nein, er ist viele Jahre todt, sagte Mama.“

Der Soldat zuckte. „Wie starb er, wie schilderte sie seinen Tod?“ fragte er nach einer Weile.

„Er ertrank im Hooghly. Da winkt meine gute Alte. Ich muß fort. Leben Sie wohl!“

„Adieu.“ Sinnend blieb John Stone zurück.

„Todt — ertrunken!“ wiederholte er und lachte dann. „Viele Jahre todt! Schön, es ist wahr — ganz wahr — und besser so.“

Er erhob sich bei dem entfernten Geräusch eines kommenden Wagens und eilte auf einem kurzen Seitenweg zu einer Stelle des Parkes, an der er hinter einem Busch verborgen, der dem Eingangsthore nahe war, gewöhnlich um diese Stunde stand. Von dort aus konnte er beobachten, wie Frau Vanderdecken langsam in den Park hineinfuhr in ihrem Phaeton, — Brougham — oder kleinem Landauer — sie hatte viele verschiedene Equipagen — aber sie war stets allein, und sah immer trübe und mißvergnügt aus, als ob nichts in der Welt ihr je Freude gemacht oder machen könnte.

Als sie vorüber war, sprang Stone aus seinem Versteck hervor und stürzte wild und eilig über Feld und Wiese dahin, wie ein Wahnsinniger, bis er zu dem Anger kam, und dort Arbeiter und Tagelöhner ruhig und anständig nach Hause gehen sah. Da besann er sich, that gleich ihnen und war bald bei Frau Fox angelangt.

Die gute Alte war sehr freundlich und mütterlich gegen ihn, obgleich sie, wie sie den Nachbarn vertraute, ihn nicht für ganz „richtig" hielt. Da er aber so harmlos war und seine Rechnung pünktlich bezahlte — jeden Morgen, weil, wie er sagte; Niemand wisse, was ihm

bis zum Abend geschehen könne — so hatte sie nichts dagegen, ihn bei sich zu behalten. Er nahm seine Mahlzeiten in ihrer Stube ein, verursachte gar keine Mühe, ging früh zu Bett, stand spät auf und klagte nie, weder über Kost noch Wohnung. Er nahm von Keinem viel Notiz, oder er blieb nicht so unbeachtet, es lag meist eine pathetische Milde in seinem Wesen, welche besonders die Herzen aller Frauen gewann, die mit ihm in Berührung kamen.

„Ich wette, er hat bessere Tage gesehen, und einst waren die Menschen ihm gewiß mächtig gut,“ war Frau Fox' unverbrüchliche Meinung. „Weiß der Himmel, was ihn in den jetzigen Zustand gebracht!“

„Vielleicht der Trunk,“ warf Jemand ein.

Aber Frau Fox wies diese Beschuldigung entrüstet zurück, obgleich sie zugestand, zuweilen sähe er aus, als sei er berauscht, und neben dem Tabaksrauch sei hin und wieder noch ein sonderbarer Geruch in seiner Stube, fast wie in einer Apotheke. Aber er war kein Trunkenbold, dafür stand sie ein, sie sah ihn stets nur Wasser trinken und wenn er anderswo Branntwein genossen, würde sie es schon herausgefunden haben. Sie war, obgleich eine Gastwirthin, doch eine große Anhängerin der Mäßigkeit.

So viel der kleine Kreis in der Schenkstube auch von John Stone sprach, sie konnten doch zu keinem anderen Resultat kommen, als dem, daß er etwas absonderlich, doch keinesfalls verdreht genug für eine Anstalt sei. Sie ließen ihn soviel wie möglich allein, nur die gute Wirthin nahm ihn, halb aus Lust zu patronisiren, halb aus wirklicher Herzensgüte, als ihren Schutzbefohlenen an, und widmete seiner Pflege viel Sorgfalt.

„Frau Fox, wann geht morgen der erste Zug nach London?"

Sie war so erstaunt, daß sie ihre gewöhnliche Artigkeit vergaß, mit der sie ihn jetzt stets Herr Stone nannte und schnell rief:

„Meine liebe Seele, Sie wollen doch nicht nach London?"

„Ja."

„Wohl, das freut mich. Es wird Sie doch amüsiren. Gehen Sie für immer oder nur für einige Tage?"

„Nur für ein paar Tage. Ich werde meine Sachen hier lassen und wohl bald zurückkehren. Nebenbei wären Sie wohl nicht böse, mich los zu werden?"

Die alte Frau schüttelte den Kopf mit einer ihrer inhaltsvollen Bemerkungen:

„Solche, welche Freunde gern los sein wollen, haben gewöhnlich nichts gethan, um sich beliebt zu machen. Mir sind Sie keine Plage, eher eine Freude, und Sie sollten lieber so lange bei mir bleiben, bis Sie zu Ihren Verwandten gehen."

Dieser letzte Ausspruch war mit Klugheit und Absicht gethan, denn Frau Fox fand ihre Verantwortlichkeit sehr groß und würde wirklich dankbar gewesen sein, etwas Bestimmtes über den kränklichen, alleinstehenden Mann zu erfahren, der plötzlich krank werden oder gar sterben konnte; aber John Stone nahm keine Notiz von ihren Worten. Nachdem die Sache mit dem Zuge geordnet, sprach er nicht wieder und rauchte unaufhörlich, bis er zu Bette ging.

Er stand so spät auf, daß er beinahe sein Frühstück und die gute Gelegenheit versäumt hätte, in des Schlächters Wagen bis zur Station zu fahren, was Frau Fox gütiger Weise für ihn ausgewirkt. Als er abfuhr, sah er so hohläugig, bleich und schwach aus, daß sie das Haupt mit bedenklicher Miene schüttelte.

„Er wird eines Tages verlöschen wie eine Licht-schnuppe. Wüßte ich nur wer seine Freunde sind, so

würde ich ihnen schreiben, mit oder ohne seine Erlaubniß — ja, das thäte ich."

Aber die armen und sehr beschäftigten Menschen haben nicht allzuviel Zeit übrig, selbst nicht für die Theilnahme, und ehe Stone eine Meile entfernt war, hatte seine gütige Wirthn ihn vergessen.























